

Hanna E. Schumann  
Werner Schumann

# Ein integratives Menschenbild

© Hanna E. Schumann  
Hg. Institut KIM e. V.  
[www.konzept-integrativer-methodik.de](http://www.konzept-integrativer-methodik.de)  
1.Aufl., Hannover 1989  
2.überarb. Aufl., Hannover 1993  
2008 für die Internetfassung transkribiert  
unter Berücksichtigung der neuen Rechtschreibung

*Die vorliegende Schrift skizziert eine anthropologische Analogie. Im Mittelpunkt steht die Frage nach der Lebendigkeit des Menschen und seinen Chancen im Netzwerk umfassenden Weltzusammenhanges.*

*Leben*

*wird als Integrationsprozess in polar organisierten Feldern beschrieben.*

*Der Mensch*

*wird als Subjekt und Objekt zugleich erkannt.*

*Die Individuelle Person*

*wird als komplementäre Einheit definiert.*

*Der Text setzt Impulse zum Nachdenken. Was bedeutet Ich-sein? Wie erleben wir das SELBST? Wann finden wir zum WIR? Worin erfahren wir eigenen SINN? Warum ist uns SEIN nur in Bewegung fassbar?*

*Dieses Menschenbild ergab sich als Konsequenz zeitgemäßer Therapie. Es stellt Fragen und gibt Antworten, die naturwissenschaftlichem und philosophischem Denken in gleicher Weise entsprechen. Es illustriert pädagogisches und therapeutisches Handeln in einer neuen Dimension.*

*Autoren: Hanna Elisabeth Schumann, Diplom-Psychologin, Sozialarbeiterin und Prof. Dr. Werner Schumann, Diplom-Psychologe, Klin. Psychologe/Psychotherapeut*

# INHALT

Vorwort.....	6
--------------	---

## ENTWICKLUNGEN

1. Grundlagen: Persönliche und wissenschaftliche Positionen	
Existentielle Erfahrungen.....	7
Untersuchungen: Die Bedeutung des Bewusstseins.....	8
Wissenschaftliche Ergebnisse: Die Korrelation von intra- und interpersonaler Lage.....	10
2. Der Pluralismus: Verschiedene Wege, viele Werkzeuge	
Der psychoanalytische Weg zum Ich.....	11
Verhaltenstherapeutischer Optimismus.....	13
Klientenzentrierte Orientierung - Vertrauen in Selbstregulation.....	16
3. Der Weg zur Integration	
Funktionales Denken in der Arbeit mit Analogien.....	17
Vom Ich zum Wir im Familiengespräch.....	19
Systematische Therapie nach Zentralfunktionen.....	21
Neue Chancen durch Imagination und andere kreative Arbeitsformen.....	23

# DARSTELLUNGEN

1. Voraussetzungen	
Abschied von der Faszination der Störung.....	25
Der Weg von bildhaften Vorstellungen zu schematischer Darstellung.....	26
2. Ein Schema	
Die Person in Zeit und Raum.....	28
Die Ich-Dimension.....	28
Die Raum-Dimension.....	30
Das Sinn-Prinzip.....	32
Ein Integrationsmodell.....	35

# ERFAHRUNGEN UND IHRE THEORETISCHEN KONSEQUENZEN

1. Eigentliches Ich	
Erste Begegnung.....	37
Erscheinungsformen.....	38
Namensgebung.....	39
Bedingungen für Gestaltung.....	41
Gestalt, Zentrum, Pol, Potential.....	44
Deutung und Bedeutung.....	47

2. Seinszusammenhang	
Zweifel.....	50
Umkehr.....	52
Wurzeln.....	54
Reise in das Sein.....	57
Ein Tabu.....	62
Das Zentrum.....	63
Rückkehr.....	65
3. Sinn	
Einsichten.....	67
Entwicklungsphänomene.....	70
Fremddefinitionen.....	72
Sinnfähigkeit.....	73
Eigener Sinn.....	75
Fazit.....	77
4. Integration	
Fragen.....	79
Integratives Verständnis im Wandel.....	80
Integrationsablauf in Zeitlupe.....	83
Weg in die Sackgasse.....	86
Wunder aus dem Nichts.....	87
Identität auf neuer Ebene.....	90
Eine Antwort?.....	94

## Vorwort zur 2. Auflage

Das vorliegende „Menschenbild“ skizziert eine anthropologische Analogie. Im Mittelpunkt steht die Frage nach der Lebendigkeit des Menschen und seinen Chancen im Netzwerk umfassenden Welt-Zusammenhanges:

- Leben wird als Integrationsprozess in polar organisierten Feldern beschrieben,
- der Mensch wird als Objekt und Subjekt zugleich erkannt,
- die individuelle Person wird als komplementäre Einheit definiert.

Dieses Menschenbild ergab sich als Konsequenz einer zeitgemäßen Therapie. Es stellt Fragen und gibt Antworten, die naturwissenschaftlichem und philosophischem Denken in gleicher Weise entsprechen.

Wir möchten Impulse zum Nachdenken setzen: Was bedeutet ICH-sein? Wie erleben wir das SELBST? Wann finden wir zum WIR? Worin erfahren wir eigenen SINN? Warum ist uns SEIN nur in Bewegungen fassbar?

So übergeben wir diese zweite Auflage dem Leser – aus der Erfahrung, dass professionelles Helfen, pädagogisches und therapeutisches Handeln voller Überraschungen, von unerwarteter Tiefe und Weite und bei allem verblüffend einfach sein kann.

# ENTWICKLUNGEN

Das Menschenbild stand nicht am Anfang des Konzeptes Integrativer Methodik, des KIM. Es entwickelte sich als Konsequenz eines wissenschaftlichem Umfeldes, eines sozialkritischen Denkens, einer bestimmten ethischen Haltung und eines Handelns, das Herausforderungen annahm. Dabei begegnete uns das Leben an den Grenzen der Möglichkeiten therapeutischer Systeme. Es selbst wurde Initiator für integrative Therapie, spiegelte sich in Analogien und ließ sich im „Menschenbild“ erfassen.

## 1. Grundlagen:

Persönliche und wissenschaftliche Positionen  
Existenzielle Erfahrungen

Ein integratives Menschenbild wurzelt in der Frage nach Leben. Für uns, die Verfasser, hieß es zunächst: Wie kann der Mensch überleben?

Am Anfang standen Erfahrungen in der Nachkriegszeit. Werner Schumann kämpfte ums eigene Überleben auf der Flucht und in russischer Kriegsgefangenschaft. Hanna Elisabeth Schumann ergriff die einzige Ausbildungschance, die sich im zertrümmerten Berlin anbot und wurde „Fürsorgerin“. Verhungerte und erfrierende Menschen, Kinderprostitution und Familiendissozialität machten sie zur Verbündeten ihrer Klienten im Kampf um die nackte Existenz.

In unvergessenen Situationen erlebte sie Tod und Elend und erfuhr, dass menschliche Existenz nicht durch Care-Pakete und Kohlen allein gerettet wurde. Sie erkannte, dass die Auflösung sozialer Zusammenhänge und der Verlust an Identität Klienten in Apathie oder jämmerlichen Schuldgefühlen zugrunde gehen ließen. Auf der anderen Seite erlebte sie Würde und Liebesfähigkeit im dissozialen Kontext.

*Die Menschen waren nur begreifbar im Zusammenhang ihrer sozialen Situation, im Zusammenhang ihrer inneren Erfahrungen und in der Art und Weise, wie sie beides miteinander verbanden.*

## Untersuchungen:

### Die Bedeutung des Bewusstseins

Acht Jahre engen Zusammenlebens mit aus der Bahn geworfenen „schwererziehbaren“ Kindern und Jugendlichen brachten Hanna E. Schumann dazu, die Frage nach der Bedeutung der Umwelt besonders differenziert zu stellen. Die realen sozialen Zusammenhänge, aus denen die Jugendlichen kamen, das subjektive Bild, das sie von diesen Zusammenhängen mitbrachten, das, was sie aus diesen Zusammenhängen internalisiert hatten und selbstverständlich lebten – alles dies war voller Diskrepanzen. Jede neue Umwelterfahrung vergrößerte die Irritation der Jugendlichen. Es war relativ einfach, sie in ihrer Ich-Dimension zu erreichen. Sie erschlossen sich leicht dem liebevollen Engagement und reagierten spontan aus der Fülle ihrer ungeweckten Möglichkeiten. Jedoch blieben die gleichen Jugendlichen hilflos und orientierungsblind für die jeweiligen äußeren Zusammenhänge, in die sie hineingenommen wurden.



Schwere Konflikte und Störungen entstanden, wenn sie sich in neue Gruppen, in der Schule oder im Beruf einzuordnen versuchten. Jahrelanges Bemühen aller an der Resozialisierung Beteiligten scheiterte häufig an diesem Phänomen.

Das Verhältnis des Innen zum Außen faszinierte H. E. Schumann als wissenschaftliche Fragestellung. Für ihre Vordiplomarbeit im Psychologie-Studium entwickelte sie eine Hypothese, die damals ungewöhnlich war: Kinder und Jugendliche, die ihre Entwicklung in gestörten sozialen Zusammenhängen erleben und mit Symptomen von Dissozialität reagieren, haben ein eingeschränktes „Realitätsbewusstsein“. Sie können nicht wie andere Personen ihre Umwelt einschätzen und sinnvoll reagieren. - Zur Prüfung der Hypothese entwickelte sie ein Untersuchungsverfahren, das eine zeichnerische Analogie verwendete. Sie fand Möglichkeiten, diese zeichnerische Analogie statistisch auszuwerten.

Die Erfahrungen aus praktischer Sozialarbeit wurden wissenschaftlich bestätigt. Seinerzeit spielte sich die praktische professionelle Arbeit in der jeweiligen Bezugsgruppe der Jugendlichen ab – in der Heimgruppe, der Familie, der Arbeitsstelle. Für uns bekam das person-immanente Bild der sozialen Umwelt und ihrer Zusammenhänge eine ebenso große Bedeutung.

*Der Schlüssel dafür, Möglichkeiten der Person und der Umwelt in pädagogischen Prozessen effektiv zu verbinden, schien im Bewusstsein des Klienten zu liegen, das heißt hier, in seiner Möglichkeit, Ich und Welt aufeinander zu beziehen.*

## Wissenschaftliche Ergebnisse: Die Korrelation von intra- und interpersonaler Lage

In der Doktorarbeit von Werner Schumann wurden diese Fragen aufgenommen, erweitert, differenziert und vertieft. Der „intrapersonalen Lage“ einer Person wurde die äußere, die „interpersonale Lage“ gegenübergestellt. Die jeweilige Lage wurde im spezifischen Zusammenhang von „Bildern“ erfasst – wie dem „Bild von der Realität“, dem „Wunschbild“, dem „Bild“, das eine Beziehungsperson von eben diesem „Wunschbild“ hatte... Das Untersuchungsmodell war ähnlich dem, zehn Jahre später, von Laing, Phillipson und Lee verwendeten Modell interpersonaler Perspektiven.

In W. Schumanns Untersuchung zeigten sich zwischen den einzelnen Bildern sinnvolle Unterschiede. Ihre Stärken wurden quantitativ als Diskrepanzen errechnet, sie wurden psychologisch als „Spannungen“ aufgefasst. Die intrapersonale Lage korrelierte signifikant mit der interpersonalen Lage.

Bei dieser Untersuchung wurden straffällige mit sozial unauffälligen Jugendlichen verglichen. Die beiden Gruppen unterschieden sich signifikant in der Stärke der Spannungen voneinander: die straffälligen Jugendlichen hatten, wie zu erwarten war, die größeren intra- und interpersonalen Spannungen.

Die Ergebnisse bestätigten die praktischen Erfahrungen und lassen die Theorie wie folgt formulieren:

*Personen, deren Lage mit hohen „gebunden“ Potentialen belastet ist, verhalten sich in unserer Gesellschaft häufig auffällig. Straffälligkeit ist ein mögliches Symptom dieses Zusammenhanges.*

Im Anschluss an unsere Untersuchungen schien uns schon damals jedes heilpädagogische oder sozialtherapeutische Konzept, das seine Bemühungen nur in eine der beiden menschlichen Dimensionen richtet, der Realität menschlichen Lebens nicht gerecht zu werden. Weder das einseitige Engagement für gesellschaftliche Veränderungen, noch der elitäre Anspruch ich-bezogener Therapien konnte uns überzeugen.

## 2. Der Pluralismus:

### Verschiedene Wege, viele Werkzeuge

Unsere Suche folgte zunächst einer pluralistischen Orientierung. Aus dieser Zeit greifen wir lediglich das heraus, was für die Entwicklung des Menschenbildes wichtig wurde.

### Der psychoanalytische Weg zum Ich

Freud wurde für uns zu einem Mann, „der auszog, das Ich zu suchen“ – in den Tiefen des Bewusstseins, im Nebel des Unbewusstseins, hinter den Mauern der Verdrängung. Er entdeckte es in der vielfältigen Verkleidung misslungener Entwicklungsprozesse. Er folgte seinen Spuren zurück in der Zeit, bis in die früheste Kindheit. Er demaskierte die Feinde des „Ich“ und verbündete sich mit seinen Freunden. Er führte einen erbitterten und zugleich geduldigen Kampf gegen alles, was das „Ich“ gefangen hielt. Er schaffte ihm Raum zwischen dem „Es“ und dem „Überich“ und gab ihm Freiheit im Leben seiner Patienten.

Bei dieser Konzentration auf die intrapersonale Dynamik verblasste für Freud immer wieder die äußere Welt, in der seine Patienten lebten. Ihrer Dynamik gab er in der Therapie keinen angemessenen Raum, keine eigene Deutung und Bedeutung, keinen besonderen Wert. Unmerklich verschloss sich sein therapeutisches System dem Einfluss dieser äußeren Welt. Es entwickelte und begründete seine Dynamik aus sich selbst und schloss alles aus, was dieser Blickrichtung nicht entsprach.

So wurde auch unsere Klientel, belastet mit der Fracht ihrer sozialen Realitäten, ausgeschlossen von der psychoanalytischen Therapie.

Im Engagement für das „Ich“ blieben wir Freud verbunden. Wir mussten es mit unseren Klienten auf neuen Wegen suchen. Wir fanden später den Ursprung aller Ich-Gestaltungen in neuen Zusammenhängen und mit neuen Begriffen im „Eigentlichen Ich“. In der Nachkriegszeit zog es viele Menschen in den abgeschirmten Raum der analytischen Therapie, Klienten ebenso wie Therapeuten. Der Geschlossenheit des analytischen Systems entsprach sein therapeutisches Setting sowohl in seinen formalen als auch in seinen inhaltlichen Forderungen. Uns konnte dieses Konzept nicht genügen. Den Menschen erlebten wir in der Sozialarbeit als Spielball im sozialen Feld, hin- und hergeworfen, beschädigt, verbeult, erschlaft oder farb- und wertlos geworden im „Gesellschaftsspiel“. Wir suchten ein Konzept, das die soziale Lage des Menschen einbezog und Therapie im Zusammenhang mit ihr inszenierte.

## Verhaltenstherapeutischer Optimismus

Mit der Verhaltenstherapie schlug das Pendel therapeutischen Bewusstseins in die Gegenrichtung aus. Sie bot ein Kontrastprogramm zur Psychoanalyse. Rigoros lenkte sie das Licht, das Freud in die intrapersonale Lage geworfen hatte, beiseite. Zurück blieb eine „Black box“, die dem Klienten zur freien Verfügung überlassen wurde.

Der Verhaltenstherapeut behielt seinen Standpunkt in der realen Welt, ihrem jeweiligen Hier-und-Jetzt. Für ihn galt, was die Person der Welt von sich zeigte: ihr Verhalten. Das konnte er beobachten, analysieren, messen und in seiner Reiz-Reaktions-Theorie darstellen. Auf der Grundlage dieser Theorie konzipierte er seine Therapie. Er funktionalisierte Lernsysteme und verband sie zu einem wirksamen therapeutischen Instrumentarium.

Der Verhaltenstherapeut konnte aus der Black box seiner Klienten keine Unterstützung für den therapeutischen Prozess abrufen. So blieb die Verantwortung bei ihm selbst. Er setzte Ziele, bestimmte Wege, belohnte den Fortschritt und bestrafte Misslingen. Er veröffentlichte den Erfolg.

Wir betrachteten das Ganze nicht ohne kritische Überlegungen, die wir in einem Vergleich andeuten wollen. Der Verhaltenstherapeut sah Person und Welt in einem Verbundsystem. Er konzentrierte sich auf die „Nahtstelle“, an der sich die Person in ihrem Verhalten mit der Welt verbindet. Er begrenzte sein Interesse jedoch auf die „Oberseite der Naht“. Ihre Gegenseite blieb im Dunkeln.

Hier folgte er einem „blinden Vertrauen“, dass sich die Fäden schon richten, begegnen, ineinander greifen, miteinander verbinden würden – Stich um Stich zu einer zweckmäßigen Naht, einem optimierten Muster, einem brauchbaren Ganzen.

Trotz mancher Vorbehalte gab die Verhaltenstherapie unserem Denken und Handeln neue Impulse. Sie schrieb dem interpersonalen Raum und seinen Bedingungen eine hervorragende Bedeutung für die Entwicklung der Person zu. Dadurch modifizierte sie (für uns) Aussagen über den Menschen, die damals noch vorrangig aus seiner inneren Dimension begründet wurden. Hierzu als Beispiel eine Definition für menschlichen Charakter: „Charakter umfasst die relativ konstanten Verhaltensweisen und -bereitschaften einer Person“ (Oswald Kroh). Mit der Verhaltenstherapie konnten wir ergänzen: ...“ die erlernt wurden, weil sie zweckmäßig waren“, und weiter, „... die gelöscht und neu gelernt werden können“.

Die Verhaltenstherapie trug ihren Optimismus des Machbaren dorthin, wo Anlagetheorien den Menschen bisher festgelegt hatten. Für uns ergab sich die Frage nach der Dynamik, in der die Person Impulse aus der Welt in ihre eigene lebendige Gestaltung einbezog und sie sich damit im wahrsten Sinne des Wortes zu Eigen machte. Damit erhielt die Welt als „intrapersonale Realität“ eine „tiefere“ Bedeutung und der Mensch als Teil dieser Welt einen neuen Wert.

Diesen Optimismus, diesen Wert konnten wir unseren Klienten unmittelbar kommunizieren, indem wir sagten:

„Vieles, was dich im Umgang mit der Welt hindert und belastet und auch an dir selbst ärgert, hast du einmal gelernt, weil es zweckmäßig war. Das zeigt, dass du eine bemerkenswerte Person bist, die lernen kann und weiß, was für sie gut ist. Heute ist vieles, was du früher gelernt hast, nicht mehr das Optimale. Lass uns herausfinden, was dir heute entspricht und wie du eigentlich sein möchtest! Gemeinsam wollen wir einen Weg finden, auf dem du neu lernen kannst – und natürlich auch ein bisschen Spaß dabei hast!“

Wenn wir so mit unseren Klienten umgingen, kommunizierten wir nicht mit einer Black box – wir richteten unseren Appell an die intrapersonale Lage unseres Klienten, suchten sein „Ich“ zu erreichen, zu wecken und zu locken, damit es uns mit seinen Möglichkeiten entgegenträme. Wir hofften, dass das Ich mit lebendigen Impulsen den Lernprozess tragen und zu einem umfassenden Entwicklungsprozess umgestalten würde.

Damit distanzieren wir uns von den seinerzeit üblichen „Richtungskämpfen“ zwischen Analyse und Verhaltenstherapie. In unserer mehrdimensionalen Arbeit ließen sich Theorie und therapeutische Arbeitsformen beider in gegenseitiger Ergänzung sinnvoll verbinden. Doch blieben wir auf der Suche nach dem Prinzip, das Person und Welt, intra- und interpersonale Lage miteinander verband. Dank verhaltenstherapeutischer Forschung wussten wir, dass dieses Prinzip an der Nahtstelle äußerer Begegnungen nicht fassbar wurde.

## Klientenzentrierte Orientierung – Vertrauen in Selbstregulation

Es war Carl Rogers, der mit seinem non-direktiven Konzept eine hervorragende Bedeutung für die Entwicklung des KIM und seines Menschenbildes gewann. W. Schumann begegnete seinen Schriften und seiner Therapie 1954 in Schweden, als er in der Bundesrepublik noch unbekannt war: Es gab keine Übersetzungen seiner Veröffentlichungen, keine Ausbildungsmöglichkeiten für sein Beratungskonzept, niemand hatte seine Lehre an einer Hochschule etabliert.

Rogers begeisterte uns. Er realisierte in seinem Therapeutenverhalten unmittelbar die Haltung zum Menschen, die auch H. E. Schumann in die Sozialarbeit mitgebracht hatte: Die Ehrfurcht vor dem Menschen; das Bewusstsein, dass der Mensch mehr ist, als wir über ihn wissen; die Gewissheit, dass der Mensch jede erkennbare Chance zur lebendigen Entwicklung und Selbstverwirklichung ergreifen wird – und bei allem das Vertrauen, dass ein immanentes Prinzip diesen Prozess sinnvoll gestaltet.

Rogers bot dem Klienten einen Raum, in dem er ohne Störungen durch Fremddefinitionen, fremde Zuweisungen und Ansprüche sich selbst begegnen konnte. In diesen Raum setzte der Therapeut einen verbalen „Spiegel“. In diesem Spiegel sah der Klient sein eigenes Bild entstehen: wie er ist, eigentlich sein will und auch werden kann. Er entdeckte seine Störungen ebenso wie seine verborgenen Möglichkeiten und fing an, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. So wurde der Klient zu seinem eigenen Anwalt und verantwortlich für seine Lage.



Wir übernahmen Rogers Konzept und übertrugen Theorie und Praxis unmittelbar in die Arbeit mit Klienten (in der Erziehungsarbeit in Berlin) und in die Methodenlehre (in der heutigen Fachhochschule in Berlin). Gleichzeitig begannen wir mit entsprechenden Supervisionen bei Erziehern und Sozialarbeitern.

### 3. Der Weg zur Integration

Eine Fülle praktischer Erfahrungen bestätigte die Wirksamkeit des non-direktiven Konzeptes. Doch sie zeigte auch seine Grenzen. Eine relativ große Gruppe in der Klientel der Sozialarbeit wurde nur mühsam erreicht. Es waren Klienten, die nicht gelernt hatten, zu verbalisieren und die nicht geübt waren, Sätze zu einem anschaulichen Zusammenhang zu verbinden.

#### Funktionales Denken in der Arbeit mit Analogien

An dieser Grenze entzündete sich die Idee des „funktionalen Denkens“. Wir fragten uns, ob nicht ein andersartiger Spiegel ähnliche oder gleiche Funktionen übernehmen könnte. Wir suchten Spiegel, die in die „Lebenseinrichtung“ unserer Klienten passten, die sie faszinierten, die sie ergreifen und mitnehmen konnten.

So begann die Arbeit mit der zeichnerischen Analogie, in der Funktionen des non-direktiven Konzeptes verwirklicht wurden. Hier gestaltete der Klient ein weit über seine verbalen Möglichkeiten hinausgehendes Abbild seiner

Lage, erkannte den Sachverhalt, dem er gegenüberstand, wurde frei für Auseinandersetzungen. Unbewusst übernahm er dabei Eigenarten der Haltung seines Therapeuten: Echtheit, Kongruenz, Akzeptanz und machte sie zu seinen eigenen. So konnte er gangbare Wege finden und Lösungen erreichen.

Das Bild im „analogen Spiegel“ konnte das Leben einer Person in einer Zeit/Raum-Einheit zusammenfassen. In ihm verknüpften sich Vergangenheit, gegenwärtige Realität und Zukunftsentwürfe. Gleichzeitig wurde das Netz sozialer Beziehungen deutlich. In diesem funktionalen Zusammenhang entwickelte sich das Bild der intrapersonalen Lage des Klienten. In der Vielfalt aller Bedingungen gewann sie ihre unverwechselbare Gestalt.

Der Klient skizzierte seine soziale Welt, noch ehe er Einblick in ihr Bedingungsgefüge gewann; er setzte Zeichen für seine Betroffenheit durch das Außen, ehe er sich ihrer Richtung bewusst wurde; er malte seine Reaktionen, noch ehe er seine Gefühle zuließ; er zeigte seine Gefühle in einer Analogie, noch ehe er deren Bedeutung erfasste... Der abgebildete Zusammenhang offenbarte Diskrepanzen, ehe der Klient sie wahrnahm... Mit dem Stift skizzierte der Klient Lösungen, ehe er sie erkannte; er entwarf den Ausgriff, ehe er dessen Möglichkeiten der Realisierung sah; er übte den „Probelauf“, ehe er sich handelnd der Welt zuwandte. Der Klient konnte das, was er sah, als Bedingungen akzeptieren, die seinen Lebenszusammenhang begründeten und ihm gleichzeitig seine Schuldgefühle nahmen: seine verborgenen Defizite ebenso wie sein Versagen und seine offenkundigen Störungen.

In der zeichnerischen Analogie gelang es dem Klienten über die Möglichkeiten non-direktiver Therapie hinaus, seine Lage abzubilden und umzugestalten.

## Vom Ich zum Wir im Familiengespräch

Soziales Engagement kann sich nicht gelassen auf den Einzelnen konzentrieren. Es fordert Arbeit in den Gruppen, in denen der Klient lebt. So trugen wir das non-direktive Konzept in die Arbeit mit Familien hinein. Wir hatten nicht die Absicht, wie es damals üblich war, Einzeltherapie im Rahmen der Familie zu inszenieren. Wir erkannten das Familiensystem als verbesserungsbedürftiges Ganzes und wollten es therapeutischen Prozessen zugänglich machen. Dazu erweiterten wir den Radius non-direktiver Gesprächsführung wie auch den Rahmen des verbalen Spiegels. Wir nahmen die jeweilige intrapersonale Lage jedes einzelnen Familienmitglieds in ihren Beziehungen zueinander mit in den verbalen Spiegel hinein. Dadurch entstand ein gemeinsamer Verbalisationszusammenhang. Trotz offensichtlicher Erfolge war dieses Vorgehen nicht befriedigend. Es stellte allzu große Anforderungen an verbales Verständnis, Merkfähigkeit und die Fähigkeit, einzelne Zusammenhänge in Komplexen, ganzheitlichen Vorstellungen zu verbinden. Hier blieben die Familienmitglieder häufig auf der Strecke, manchmal auch der Therapeut.

Für dieses Dilemma bot die analoge Zeichnung eine hervorragende Lösung. Ins Zentrum des nicht-direktiven Familiengesprächs rückte ein Blatt Papier. Auf ihm konnte jedes Familienmitglied, ungestört von den anderen und

zugleich sichtbar für alle, seine individuelle Lage zeichnerisch gestalten. In diesem Prozess erlebten alle, wie sich langsam Zusammenhänge herstellten, die die Familiensituation widerspiegeln. Die Klienten sahen, wie sich in ihr die Bedingungen von diesem und jenem Familienmitglied entsprachen und wie sich innere und äußere Funktionssysteme gestalteten. Der Einzelne sah Diskrepanzen zwischen seinen Vorstellungen und dem, was sich im Spiegel als gemeinsame Realität erwies. Unter diesem Aspekt wurden die Gefühle der anderen Familienmitglieder nachvollziehbar und ihr Verhalten verstehbar. Die Störungen erhielten eine gemeinsame Deutung und eine verbindliche Bedeutung. Veränderung wurde zur Sache aller.

Nicht-direktive Gesprächsführung und analoge Zeichnungen führten, einander ergänzend, zu einem umfassenden Bild psycho-sozialer Dynamik. Zum einen erfassten wir die intrapersonale Lage des einzelnen Klienten – und in ihr sowohl seine Ich-Darstellung als auch sein bewußtseinsimmanentes Weltbild. Zum anderen erlebten wir den Klienten in sozialen Zusammenhängen, die sich als reale interpersonale Lage darstellen ließen. Schließlich fanden wir in einem gemeinsamen Bild die Zusammenhänge von intra- und interpersonaler Lage, von Ich-Dimension und Welt-Bewußtsein, von der Person und ihrem realen „Dasein“.

Aus der Vielzahl und Vielfalt therapeutischer Prozesse hob sich ein gleich bleibendes Phänomen heraus, dessen Bedeutung wir erst Jahre später theoretisch einordnen konnten. Wir erlebten in vielen Familienprozessen – einem Kulminationspunkt gleich – eine Situation, in der mühsames und schwerfälliges Ringen in lebendiges inneres

und äußeres Handeln umschlug. Damit wurde alles leichter, einfacher und besser machbar.

Diese „Wende“ setzte ein, sobald es gelang, in der Lage der einzelnen Familienmitglieder Strukturen zu erkennen und sichtbar zu machen, die allen entsprachen: Ähnliche Ansichten, unter denen sich das Ich auf die Welt bezog; ähnliche Ziele, die es sich setzte; ähnliche Zukunftshoffnungen, die es hegte. Wenn es dem Therapeuten gelang, derartige Entsprechungen auf einen gemeinsamen „Nenner“ zu bringen und zu verbalisieren, wurde lebendiges Potential frei. Noch effektiver und zugleich befriedigender verliefen Prozesse, in denen Klienten selber im Spiegel der analogen Zeichnungen das fanden, was ihnen gemeinsam war, was sie miteinander verband und was sie zugleich sinnvoll auf die Welt bezogen.

Die Arbeit mit Familien ließ uns neue Einsichten gewinnen:

*Entwicklung wird funktionalisiert, wenn sich das Ich des Einzelnen auf etwas Gemeinsames innerhalb der Gruppe beziehen kann; unter einem gemeinsamen „Sinn“ findet eine Gruppe zum lebendigen Wir.*

## Systematische Therapie nach Zentralfunktionen

Jedes therapeutische Engagement, das dem Klienten folgt, droht in Weiten und Tiefen zu führen, die unüberschaubar werden und deren funktionale Zusammenhänge nicht mehr fassbar erscheinen. Für den Therapeuten ist das verwirrend:

Hält er sich in einer solchen Situation an seinen Klienten, so verliert er sich selbst; beharrt er auf seinem Standpunkt, verliert er den Kontakt zu seinem Klienten. Leicht wird der Therapeut zum „hilflosen Helfer“. In dieser Situation sucht er Sicherheit. Er braucht einen überschaubaren Zusammenhang, in dem er sich mit seinem Klienten treffen und Therapie inszenieren kann:

- Freud fand einen solchen Zusammenhang in der Psychodynamik der Triebstrukturen. Er setzte mit der Analyse Regeln und Grenzen für therapeutisches Handeln.
- Die Verhaltenstherapeuten fanden sichere Orientierung im sichtbaren und messbaren Raum menschlicher Verhaltensweisen. Menschsein selbst blieb ein „Geheimnis“ – das Innere der Black box.
- Tausch konzentrierte sich vordringlich auf das therapeutische Handeln. Er systematisierte und formalisierte die nicht-direktive Gesprächsführung. Damit gab er dem Therapeuten ein „sicheres“ Instrumentarium, mit dem er den Klienten in klientenzentrierte Räume entlassen konnte.

Diese Beispiele ermutigten uns, auch unseren Weg zu skizzieren: Wir orientierten uns an der Chance des funktionalen Denkens in der Therapie; wir fanden therapeutische Funktionen, gaben ihnen Namen und folgten den Abläufen, die sich zu einer Entwicklungsspirale rundeten – in ihr erkannten wir Integrationsprozesse, die innere und äußere Impulse sinnvoll verbanden.

*Im KIM beziehen wir uns auf Integration als Ursprung aller Lebendigkeit des Menschen und als Chance für aktuelle Veränderungen, für Entwicklung und Heilung.*

## Neue Chancen durch Imagination und andere kreative Arbeitsformen

Mit dem funktionalen Denken änderte sich die bis dahin übliche Auffassung von „Interventionen“. Sie wurden als „Funktionsträger“ begriffen. Sie sollten der individuellen Lage des Klienten entsprechen, „zwanglos“ die gewünschten Funktionen übernehmen und „leichfüßig“ dem therapeutischen Ablauf folgen und ihn weitertragen. Damit öffnete sich das Konzept grundsätzlich allen Interventionen, bekannten und neu kreierten, die diesem Anspruch gerecht wurden.

Wesentliche Arbeitsformen entwickelten sich unmittelbar aus dem Zeichnen von Analogien. Die Grenzen des Papiers, die Trägheit des Stiftes konnten angesichts der Dynamik, die zum Vorschein kam, vergessen werden. Wie erkennbar wurde, standen Auseinandersetzungen an, die ein neues Medium erforderten. So war es nur ein kleiner, fast selbstverständlicher Schritt in die Weite, und Tiefe der imaginierten Szene mit der Vielfalt mehrdimensionalen Erlebens. In ihr verdichtete der Klient seine intrapersonalen Realitäten zu Gestalten, denen er begegnete, und denen er sich in Dialogen stellte...

In therapeutischen Prozessen, die sensibel unseren Klienten „folgten“, entwickelten wir „unkonventionelle“ Arbeitsformen. Einige von ihnen fanden sich im Psychodrama, in der Gestalttherapie und anderen Konzepten wieder.

In Therapien und Kontrolltherapien, in Supervisionen und Kontrollsupervisionen, in Kursen und Seminaren sammel-

ten wir Erfahrungen, speicherten therapeutisches Geschehen auf Kassetten, werteten es über viele Jahre hinweg aus. Inzwischen sind es Tausende von Personen, die mit ihren KIM -Therapeuten in der imaginativen Szene „sich selbst“ und ihre „Lebendigkeit“ suchten. In ihren Erfahrungen fand unser Menschenbild seine besondere Gestalt.



# Darstellungen

## 1. Voraussetzungen

### Abschied von der Faszination der Störung

Die Entwicklung eines eigenen Menschenbildes im KIM war von uns nicht vorgesehen. Es ergab sich als Konsequenz eines unkonventionellen Entschlusses. Eines Tages gaben wir die Vorstellung auf, dass Therapie sich vorrangig mit Störungen befassen sollte. Es erschien uns zunehmend absurd, Veränderungen in der Fixierung auf den schwächsten Punkt eines Systems konzentriert organisieren zu wollen. Konnte Therapie nicht effektiver werden, von mehr Zuversicht und Freude erfüllt sein, wenn wir uns umorientierten? Mit dieser Frage begannen wir nach Quellen der Kraft im Leben unserer Klienten zu suchen:

*Anstelle von gebundenem Potential rückte freies Potential in das Zentrum unseres Interesses.*

Immer wieder verbarg sich freies Potential vor dem Zugriff unserer Klienten. Doch wir blieben ihm auf der Spur und fanden Bedingungen, unter denen lebendiges Potential in Erscheinung treten konnte. Mehr und mehr verabschiedeten wir uns von der Faszination der Störung.

In therapeutischen Prozessen begleiteten wir unsere Klienten, wenn sie in der Imagination ihre intrapersonale Realität umgestalteten. In entsprechenden Szenen erlebten wir

Bedingungen, unter denen sich Potentiale bildeten und wirksam wurden. Wir entdeckten Polaritäten und folgten Bewegungen, mit denen sich Gegensätzliches in integrativen Prozessen zu neuer Gestalt verband. In der Vielfalt dieser dynamischen Erscheinungen entdeckten wir eine allgegenwärtiges Prinzip: Es schuf in ihnen sinnvolle Einheit, wandelte blinde Dynamik zu sinnvoller Entwicklung und bewahrte gleichzeitig im wechselhaften Geschehen lebendige Kontinuität. Wir nannten es „Sinn-Prinzip“.

## Der Weg von bildhaften Vorstellungen zu schematischer Darstellung

Es ist nicht unser Ziel, das Menschenbild den lebendigen Vorstellungen zu entreißen. Bildhafte Darstellung und analoge Schemata

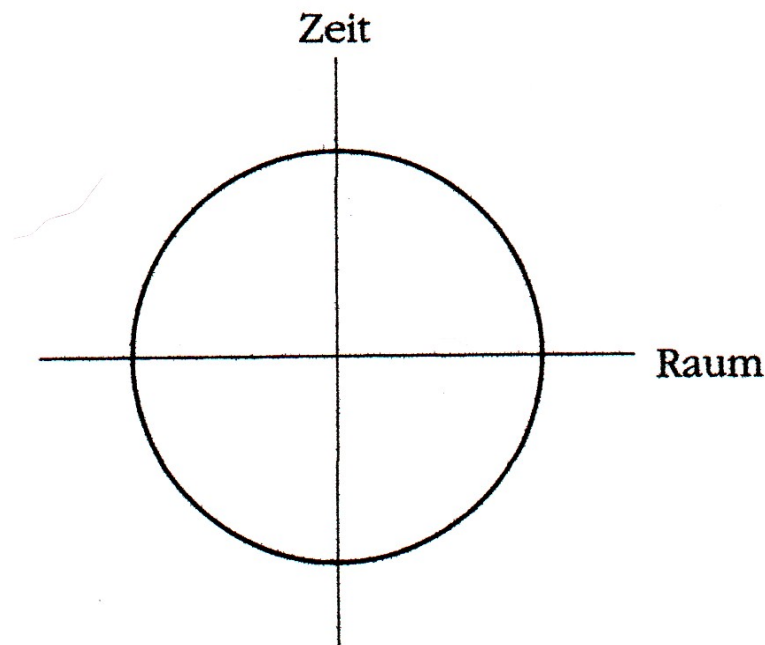
- entsprechen der Art und Weise, in der die Person existentielle Erfahrungen macht,
- sind geeignet, mehrdimensionale Zusammenhänge übersichtlich festzuhalten,
- geben dem kritischen Denken ebenso Raum wie dem kreativen Entwurf, der wissenschaftlichen Begründung ebenso wie irrationaler Betroffenheit,
- schaffen eine allgemeinverbindliche Grundlage für Kommunikation.

Unser Menschenbild braucht zeit-räumliche Vorstellungen. Früher überließen wir es unseren Hörern, nach unseren Beschreibungen ein entsprechendes Bild zu gestalten. Eines Tages stießen wir auf die schematischen Skizzen, mit denen Carsten Bresch Integrationsprozesse in der Zelle verdeutlicht. Die Vorteile einer solchen verbindlichen Darstellung leuchteten uns ein.

Darüber hinaus waren wir überrascht von der Ähnlichkeit unserer anthropologischen und psychologischen Auffassung mit der zellbiologischen. In Anlehnung an Bresch entschieden wir uns für eine zweidimensionale Darstellung des Menschenbildes und überlassen es nun der Vorstellungskraft des Lesers, dieses Abbild in zeit-räumlicher Vorstellung kreativ zu ergänzen und zu runden.

## 2. Ein Schema

Im Folgenden entwickeln wir auf dem Papier die Skizze vom Menschenbild. Sie macht idealtypisch Bedingungen deutlich, unter denen sich psychisches Leben gestaltet.

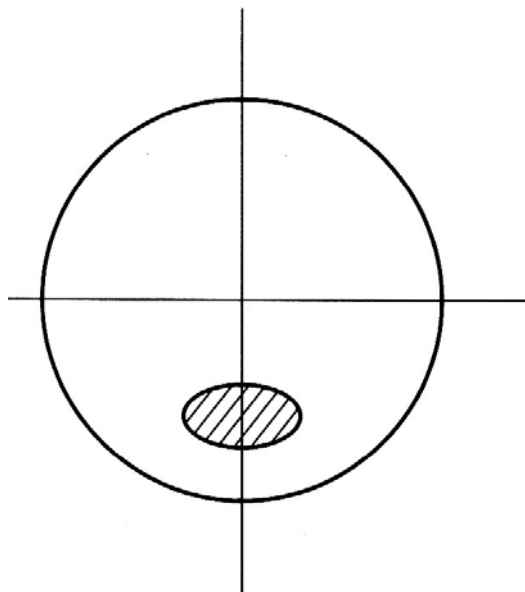


## Die Person in Zeit und Raum

Wir grenzen den Menschen ab von der Welt, in der er lebt; wir zeichnen ihn als einen Kreis. Der Mensch lebt im Hier-und-Jetzt, darum legen wir in die Mitte des Kreises den Schnittpunkt der Achsen von Raum und Zeit. Im Gegensatz zu mathematisch-physikalischen Darstellungen nehmen wir die Raum-Dimension in der Waagerechten an und führen die Zeit-Dimension aus der Tiefe senkrecht in die Höhe. Wir folgen damit einer naiven Perspektive spontaner menschlicher Vorstellungen.

## Die Ich-Dimension

Zunächst wenden wir uns dem zu, was, im Menschen liegend, seine Individualität begründet. Biologen suchen es in der Genforschung zu erfassen. Uns ist dieser Ursprung individueller Möglichkeiten in der imaginativen Szene



begegnet. Dort ist es der Person möglich, in konzentrierter Entspannung Impulse aufzunehmen, die sie aus der Tiefe ihrer Ich-Dimension erreichen. In der Szene können sich diese Impulse verbinden, zentrieren und in der Vorstellung der Person Gestalt annehmen.

*Wir nennen diese Gestalt ihr „Eigentliches Ich“.*

Das Eigentliche müsste zentral eingeordnet werden. Den begrenzten Möglichkeiten einer Skizze folgend, verlegen wir es in die Tiefe, d.h. in deren untere Hälfte.

Einige Biologen sprechen im Hinblick auf die im Erbgut liegenden Möglichkeiten des Menschen von einem immanenten Potential. Eine solche Auffassung entspricht unserem abendländischen Denken, das im Individuum selbst die Quelle seiner Lebendigkeit sieht. Vielen Therapeuten ist eine solche Auffassung selbstverständlich.

Im KIM folgen wir einer Definition von Potential, in der sich physikalisches und biologisches Denken treffen. Demzufolge lässt sich die Entstehung von Potentialen niemals aus einer Dimension allein begründen. Potentiale entstehen stets zwischen zwei Polen. Wir halten uns an diese Definition, weil sie mit unseren Erfahrungen in der Therapie übereinstimmt. Sie entspricht darüber hinaus unserem alltäglichen Erleben ebenso wie philosophischem und religiösem Denken.

In der religiösen Praxis kann diese Auffassung neue Impulse setzen. Uns scheint, dass gerade im christlichen Abendland Erfahrungen von „lebendigem Christentum“ weitgehend verloren gegangen sind. Eine Begründung hierfür mag in einseitiger Zuordnung von

Potential liegen, das als „Liebe“, „Kraft“, „Erlösung“ beschrieben wird. Auch sie können nur in polarem Geschehen realisiert werden. Mit der christlichen Weisheit, „Der Mensch lebt nicht aus eigener Kraft allein“, finden wir uns in den Gesetzmäßigkeiten eines modernen naturwissenschaftlichen Weltbildes wieder.

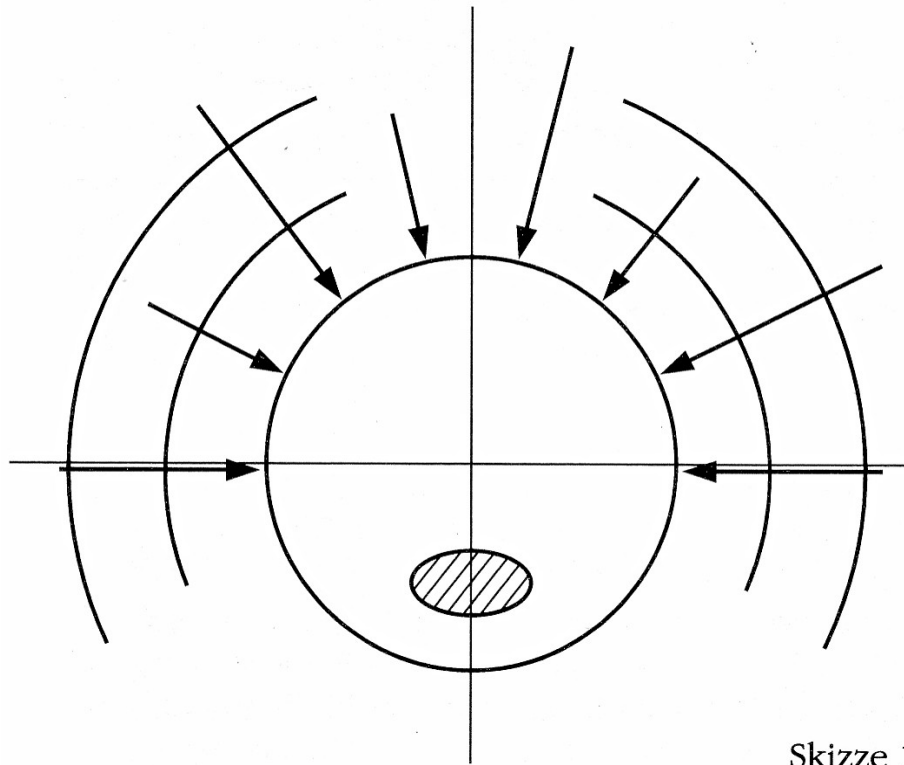
*Unsere Erfahrungen in Therapie zeigen, dass auch im Eigentlichen Ich allein kein ruhendes Potential beschlossen ist, sondern dass das Eigentlich Ich ein Gegenüber braucht, damit zwischen ihm und einem Anderen Potential entstehen kann. Mit dieser Einsicht wenden wir uns erneut dem Menschenbild zu.*

## Die Raum-Dimension

Der Mensch erfährt sich in Zeit und Raum. Raum gestaltet sich für ihn in gleichzeitigem Zueinander von materiellen und immateriellen Zusammenhängen.

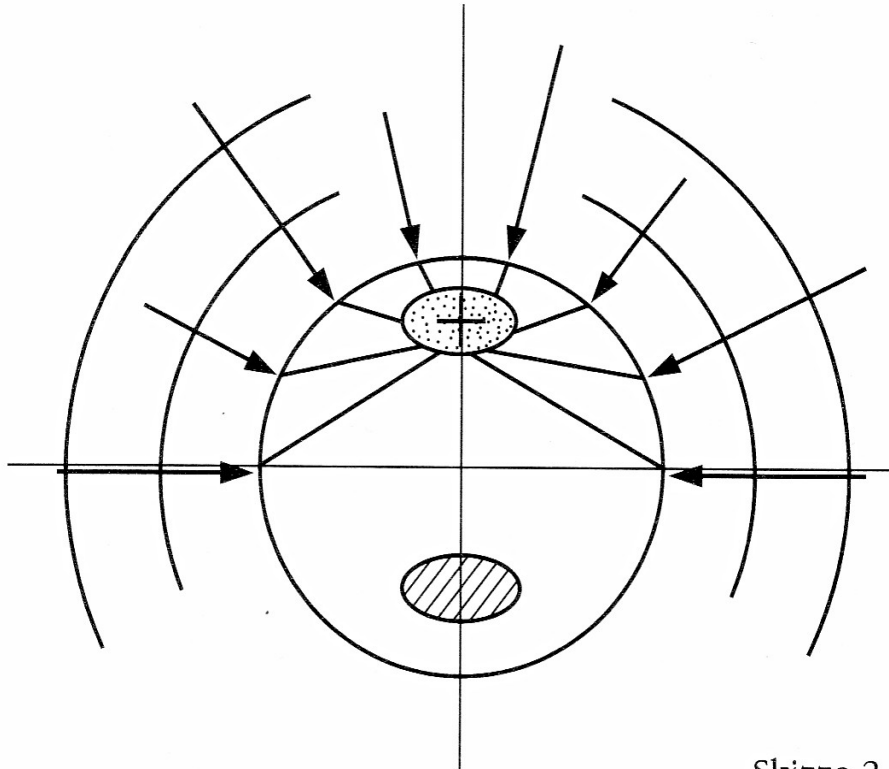
Der Mensch nennt den Raum, der ihn umgibt, „Welt“. Aus dieser Welt wird er von Impulsen betroffen. Er nimmt sie wahr, soweit sie sich ihm in seinem psycho-physischen Funktionszusammenhang erschließen. Der Mensch hat die Möglichkeit, die Vielfalt empfangener Impulse zu ordnen. Mit Hilfe seiner (zeit-räumlich organisierenden) Gehirnfunktionen fügt er sie zu Bildern zusammen. In diesen gestaltet sich ein Abbild der Welt.

*So wird das Bewusstsein des Menschen zu einem Instrument, mit dem er das Außen als eine Realität erfährt, in der er „ist“. Wir nennen diese Realität darum den „Seinszusammenhang“.*



Skizze 1

In Skizze 1 wird die Person vom Seinszusammenhang eingeschlossen. Konzentrische Kreise deuten die Vielschichtigkeit der menschlichen Seinsdimensionen an, unter anderem die seiner dinglichen Erfahrungen, seiner sozialen und kosmischen Erlebnisse, seiner geistigen Erkenntnisse und metaphysischen Offenbarungen. Die Pfeile stehen für das Betroffenwerden der Person aus ihrem Seinszusammenhang.



Skizze 2

In der oberen Hälfte des (Person-)Kreises stellen wir in Skizze 2 dem Eigentlichen Ich das „Bewusstsein gegenüber. Im Bewusstsein kann der Mensch Impulse vom „Außen“ zu einem Bild vom Seinszusammenhang zentrieren.

## Das Sinn-Prinzip

Jeder Mensch nimmt an, dass seinem Bild vom Seinszusammenhang die äußere Realität entspricht. Er glaubt an die grundsätzliche und allgemeine Verbindlichkeit seines Weltbildes. In der Kommunikation mit anderen Menschen findet er dafür Bestätigung.



Vielleicht haben wir recht mit unserer Annahme, dass die Welt „so ist“, wie wir sie „auffassen“; vielleicht entspricht unser Weltbild lediglich den konstruktiven Möglichkeiten unseres Bewusstseins – vielleicht gibt es ein Drittes, das innere und äußere Zusammenhänge nach dem gleichen Prinzip gestaltet.

Mit der Frage nach diesem Dritten wenden wir uns der Entwicklung unseres Bewusstseins zu. Offensichtlich werden seine Möglichkeiten funktionalisiert, indem wir Zusammenhänge als sinnvoll erkennen, sie sinngemäß gestalten und sinngemäß benennen. In unserer „Sinnfähigkeit“ beziehen wir uns auf ein über-individuelles Prinzip, das wir nicht orten können, weil wir es sowohl in uns selbst als auch in der Welt allgegenwärtig erleben.

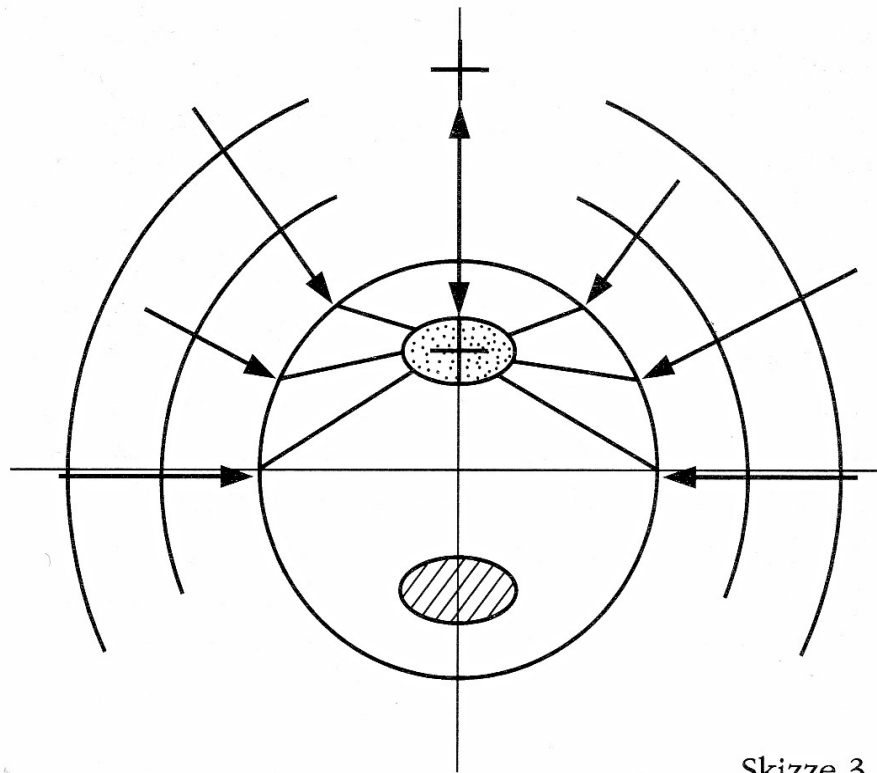
Immer wieder haben Menschen versucht, dem Sinnprinzip folgend, „den“ Sinn zu erfassen. Dabei geraten sie in eine Hierarchie immer umfassenderer Zusammenhänge: Es ist wie ein Sog in eine immer von neuem sich öffnende Tiefe. Sobald das Sinn-Prinzip in einem begrenzten Zusammenhang erkannt und als Sinn benannt wird, ordnet sich dieser Zusammenhang in einen dahinter liegenden, umfassenderen ein. Der Prozess beginnt von neuem, Sinndefinitionen sind wie Tore. In ihnen erlebt der Mensch einen Aufbruch in neue „jenseitige“ Zusammenhänge. Dieser Weg führt die Person durch eine Sinnhierarchie, in der ihr „Sein“ in die Unendlichkeit entworfen scheint.

Trotzdem sucht die Person Sinndefinitionen, an die sie sich halten kann. Sie definiert Sinn in ihrer Arbeit, in ihren Be-

ziehungen, in ihrer Entwicklung, in ihren Krankheiten – sie definiert den Sinn ihrer Existenz und ihres Lebens. Sie sucht für sich selbst einen Seinszusammenhang, in dem sie auch jenseits ihrer jeweiligen Existenz aufgehoben ist wie auch einen bleibenden Sinn, der diesen umfassenden Zusammenhang begreifbar macht. Nicht selten führt dieses Suchen vom naturwissenschaftlichen Forschen zum philosophischen Denken und schließlich zum Glauben an metaphysische Offenbarung.

*Im KIM haben wir uns die Aufgabe gestellt, den aktuellen Sinn unserer Klienten in therapeutischen Prozessen zu realisieren. In der Skizze vom Menschenbild wollen wir versuchen, „Sinn“ zu platzieren.*

Es ist schwierig, ein allgegenwärtiges Prinzip in einer Skizze festzuhalten. Wir haben Seinszusammenhänge des Menschen in einem weiten Kreis umrundet. In seinem Mittelpunkt hat die Person ihr Dasein im Hier-und-Jetzt. Kreis und Mittelpunkt sind im Sinnprinzip verbunden. Sinndefinitionen zentrieren und fokussieren innere intrapersonale und äußere Zusammenhänge. Die Person kann „Sinn“ sowohl in sich selbst erschließen als auch in der Welt. Darum setzen wir das Zeichen für Sinn in Skizze 3 sowohl in das Zentrum des Bewusstseinsfeldes als auch in den Scheitelpunkt des oberen Halbkreises, den wir an dieser Stelle „offen“ lassen. Die Verbindung zwischen beiden erinnert uns daran, dass sie, dem gleichen Sinn-Prinzip folgend, gleichzeitig existent sind.



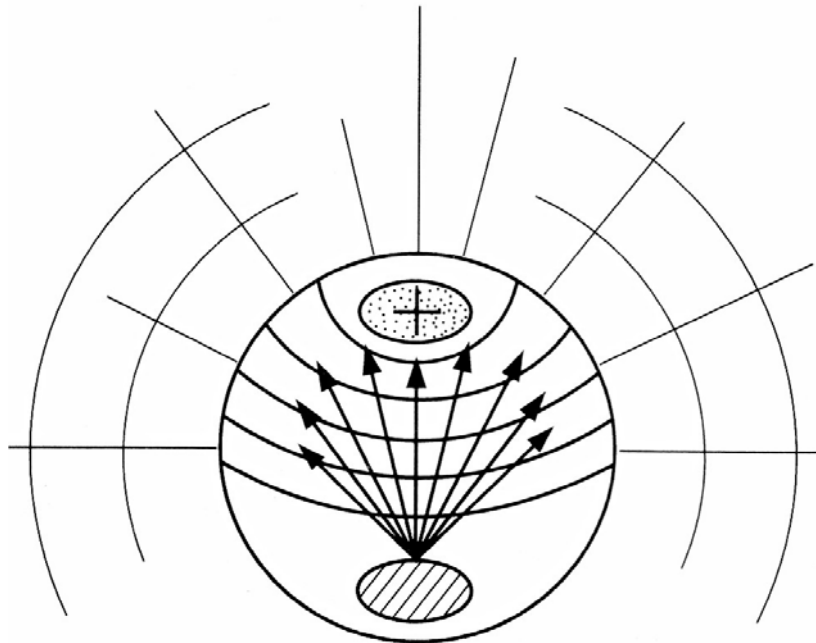
Skizze 3

## Ein Integrationsmodell

Wir hatten uns aufgemacht, „freies Potential“ als Quelle der Lebendigkeit in der Lage der Person zu suchen. Wir entdeckten zwischen ihrem Eigentlichen Ich und ihrem Bewusstsein zunächst „ruhende“ Potentiale. Sie „erwachten“, indem sich Ich-Impulse und Bewusstseins-Impulse aufeinander richteten, zueinander fanden und sich integrativ zu neuer Einheit verbanden. Diese Prozesse konnten wir in imaginativen Szenen beobachten. Wir fanden für ihre Dynamik nur einen adäquaten Ausdruck: Lebendigkeit.

Doch noch immer wussten wir nicht, was es eigentlich war, das „ruhendes“ Potential weckte und in lebendiger Entwicklung realisierte, bis wir die einzigartige Bedeutung des Sinnprinzips entdeckten. In ihm lag die Begründung für Integration, für „Leben“.

In Skizze 4 wird die Betroffenheit der Person aus dem Seinszusammenhang im Bewusstseinsfeld zentriert. Wir zeichnen Impulse aus dem Eigentlichen Ich als Pfeile und Bewusstseinsimpulse als Wellen ein. Beide begegnen sich in einer Fülle von Schnittpunkten. Hier vollzieht sich sinn-erfüllte und gleichzeitig sinnbezogene Integration.



Skizze 4

# ERFAHRUNGEN UND IHRE THEORETISCHEN KONSEQUENZEN

## 1. Eigentliches Ich Erste Begegnung

Das „Eigentliche Ich“ haben wir nicht gesucht. Es ist uns nicht als Konsequenz eines theoretischen Zusammenhangs erschienen. Es gestaltete sich weder auf dem Hintergrund eigener Bedürfnisse, noch entsprang es einem Willensimpuls. Unerwartet nahm es im therapeutischen Prozess Gestalt an.

Es überraschte uns in einer imaginativen Szene. Wir, Klientin und Therapeutin, waren auf dem Weg zur Störung; wir suchten einen Dialog mit dem Symptom. Da geschah das Unerwartete: Anstelle der Symptomgestalt bildete sich in der Tiefe der Szene eine helle Erscheinung. Sie gewann Struktur und nahm Beziehung zur Klientin auf. Die Szene erfüllte sich mit Leben und verwandelte sich. Die Gestalt schien verborgene Möglichkeiten der Klientin zu „verkörpern“. Anstelle der mühsamen Arbeit mit gebundenem Potential erlebten wir unmittelbar die heilende Wirkung von freiem Potential.

Diese Chance wollten wir in Zukunft nicht dem Zufall überlassen. Deshalb folgten wir in der Therapie Tendenzen, die uns über die Störung hinaus in einen lebendigen Funktionszusammenhang führten. So lernten wir unterschiedli-

che Zentren und Fokussierungen im freien Potential kennen.

## Erscheinungsformen

Diese Gestalten sprengten mit ihrer Dynamik die Grenzen unserer bisherigen Erfahrung. Für den Klienten wurden diese Begegnungen stets zu einer erschütternden und gleichzeitig beglückenden, vor allem aber ganz persönlichen existentiellen Erfahrung. Wir als Therapeuten erkannten jedoch in der Vielfalt der Erscheinungen äußere Ähnlichkeiten und tendenzielle Gleichheit. Diese Übereinstimmungen machten es möglich, wesentliche Qualitäten dieser Gestalten festzuhalten. Dazu übernahmen wir spontane Berichte und wörtliche Aussagen unserer Klienten.

- *Eine junge und gleichzeitig zeitlose Gestalt...*
- *Ein Wesen, in dem sich Ursprünglichkeit und Weisheit verbinden...*
- *Eine Gestalt, die aus der Tiefendimension der Person auftaucht und von der die Person gleichzeitig sagt: „Sie ist sehr viel mehr, als ich es bin.“...*
- *Eine Gestalt, die ihre unmittelbare Zugehörigkeit zur Person ausdrückt und der sich die Person nur behutsam und ehrfürchtig nähern kann...*
- *Eine Gestalt, die mit großer Klarheit unmissverständlich kommuniziert und dabei keine Worte braucht...*
- *Eine Gestalt, deren kreatives Handeln nicht an Zeit gebunden scheint, die ihre Chancen uneingeschränkt in den Dienst der Person stellt, sich aber allen Machtansprüchen dieser Person entzieht...*
- *Eine Gestalt, in der sich die Person ihrer Unvollkommenheit bewusst wird und in der sie gleichzeitig ihre*

*Einmaligkeit und ihre Teilhabe an Vollkommenheit erlebt...*

- *Eine Gestalt, die die inneren und äußeren Bedingungen, unter denen die Person lebt, kennt, und die gerade deshalb diese Person unbedingt liebt...*
- *Eine Gestalt, die ihre unbedingte Liebe so kommuniziert, dass sich die Person zugleich angenommen und befreit fühlt und erschüttert feststellt: „Ein Leben lang habe ich auf dich gewartet.“*

Überwältigende Erscheinungen – und doch war uns ihr Wesen nicht unbekannt. Wir waren ihnen schon begegnet. Sie waren uns vertraut aus eigenen Impulsen, wir kannten sie aus der Begegnung mit anderen Menschen. Wie oft hatten wir alle in der Gebundenheit unserer Sozialisationsstrukturen gestöhnt: *„Aber eigentlich bin ich doch ganz anders... sehr viel mehr, als ich in meinem Leben verwirklicht habe!“*

## Namensgebung

Wir mussten für die Gestaltungen des Eigentlichen keinen Namen suchen. Er ergab sich aus spontanen Reaktionen der Klienten:

- *Eigentlich gibt es in mir verborgene Kraft...*
- *Eigentlich gibt es in mir viele Möglichkeiten...*
- *Eigentlich bin ich nicht einsam...*
- *Eigentlich werde ich geliebt...*
- *Das ist, was ich eigentlich sein kann...*
- *Das ist, was ich eigentlich bin.*

Solch eine Erfahrung konnten die unterschiedlichsten Klienten machen – die Mutter, die ihr Kind misshandelt hatte, ebenso wie der Priester, der seine Selbstgefälligkeit als Schuld beklagte. Doch wir dachten auch an uns selbst. Es war leicht, eine Brücke aus der Therapie in die Alltagssituation zu schlagen, indem wir uns von dem „man...“ distanzierten und uns auf uns selbst besannen:

- Eigentlich denke ich...
- Eigentlich fühle ich...
- Eigentlich will ich...
- Eigentlich meine ich...
- Eigentlich wünsche ich...
- Eigentlich glaube ich...

Und da wir alle diese Dimension des Eigentlichen in uns selbst und im anderen ahnten oder auch kannten, nannten wir ihre Gestalten das „Eigentliche Ich“.

Der Terminus Eigentliches Ich wird unterschiedlich bewertet. Klienten erfassen ihn spontan als treffenden Ausdruck für ihre Erfahrungen. Therapeuten akzeptieren ihn als gutes Kommunikationsmittel im therapeutischen Prozess. In der Theoriediskussion kann es jedoch zu Irritationen kommen, denn da tummeln sich schon viele Ich-Termini: Über-Ich, Ich, Es; Kindheits-Ich, Eltern-Ich, Erwachsenen-Ich; sozialisiertes Ich, gestörtes Ich; I, Me, Myself; das Selbst – und nun auch das „Eigentliche Ich“.

Alle diese Termini sind nur verständlich in dem jeweiligen Zusammenhang, in dem sie definiert werden. Ihre isolierte Betrachtung führt zu falschen Einschätzungen und Bewer-



tungen. Ein Vergleich der Termini ist schwierig, er setzt den Vergleich der Konzepte voraus.

*Eigentliche Ich ist zu verstehen aus einem offenen System, in dem ein Innen (Ich-Dimension) einem Außen (Seins-Dimension) so begegnet, dass unter gegebenem Sinn Integration geschieht.*

## Bedingungen für Gestaltung

Die Erfahrungen mit dem Eigentlichen Ich ergaben neue Orientierungsmöglichkeiten. Wie alle Therapeuten hatten auch wir uns anfänglich der Störung zugewandt, um mit dem gebundenen Potential zu arbeiten. Erfahrungen und Einsichten befreiten uns von der Faszination der Störung. Wir machten uns auf den Weg, in der Lage des Klienten freies Potential zu suchen. Doch blieb es mehr oder weniger dem Zufall überlassen, wie weit unsere Absicht Erfolg hatte, beziehungsweise unsere Geduld belohnt wurde.

Die Begegnung mit dem Eigentlichen Ich wurde im therapeutischen Prozess häufig zu einem Kulminationspunkt. Im Eigentlichen Ich verdichtete sich eine Fülle ursprünglicher Möglichkeiten der Person, die auf dynamische Verwirklichung warteten. In seiner Gegenwart bildeten sich Potentiale, die im Sinne von Entwicklung und Heilung gebraucht werden konnten.

Diese Erfahrungen waren für uns so beeindruckend, dass sie zu neuen Fragen im Konzept führten und neue Ziele setzten. Wir begannen Voraussetzungen zu ergründen, unter denen sich Eigentliches Ich gestaltet und neue Potentiale bildet. Sicherlich war der Klient selbst daran beteiligt...

Vielleicht konnten auch wir im therapeutischen Prozess Bedingungen schaffen, die die Entstehung von freien Potentialen unterstützen.

Unser Weg zu neuen Erkenntnissen führte über praktische Erfahrungen. Wir folgten unseren Klienten in die imaginative intrapersonale Szene und begleiteten sie auf der Suche nach seinem Eigentlichen Ich. Wir wurden zu Forschungsreisenden in einem unerschlossenen Land. Wir sammelten und ordneten unsere Eindrücke. Aus unserem Erfahrungskatalog ein Beispiel:

*Die Person entspannt sich – sie verabschiedet sich von Eindrücken und Bildern aus ihrer äußeren Lage, sie konzentriert sich auf ihre innere Lage, sie erschließt sich ihre innere Lage in der imaginativen Szene einer Landschaft.*

*Die Person nimmt Beziehung auf zu allem, was um sie herum ist – dem Weg unter ihren Füßen, den Tautropfen auf dem Gras, dem leisen Wind, dem Gesang des Vogels, der Wärme der Sonne, der Dunkelheit des Waldes, der Weite des Horizonts. Die Person gebraucht alle ihre Sinnesorgane, um ihre „Innenwelt“ zu erschließen – anfühlend, einfühlend, hinterfühlend.*

*Die Person macht sich auf den Weg in eine Richtung, die ihr entspricht – sie folgt Zielen, von denen sie sich angezogen fühlt.*

*Ihr Weg führt sie in die Tiefe der Szene: Bäche murmeln, Quellen sprudeln, verborgene Seen spielen mit dem Licht, blühende Wiesen entfalten sich in der Sonne, tiefwurzelnde Bäume recken ihre Kronen dem*

*Himmel entgegen; aus dem warmen Dunkel der Höhlen schimmern Geheimnisse.*

*Alle Erscheinungen verbinden sich zu einem Bild schöpferischen Lebens; in ihm ist das Eigentliche der Person beschlossen. Hier kann es sich aus der Vielfalt der Erscheinungsformen lösen und in der Einfachheit einer eigenen Gestalt der Person begegnen.*

*Die Person erkennt diese Gestalt und sagt:  
“Du bist, was immer in mir war; du bist, was in mir lebt; du bist, was ich werden kann.“*

Solche Erfahrungen suchten wir theoretisch zu erfassen und zu begründen. – Wir nehmen an, dass der Person in der Gestaltung der Szene Ich-Qualitäten begegnen, die aus Integrationsprozessen stammen und dort „aufgehoben“ sind. Indem diese Qualitäten der Person erfahrbar und bewusst werden, wächst ihre Sehnsucht, teilzuhaben an der Fülle ihrer immanenten Möglichkeiten, die in den Grenzen ihrer Entwicklung nicht genutzt wurden. Diese Sehnsucht kann die Person in das Zentrum ihres Körpergefühls rücken und ihr folgen. Dann fühlt sie sich angezogen von Orten, in denen Lebensfülle die Szene gestaltet. In diesem Zusammenhang verdichtet sich die Gesamtheit ihrer Erfahrungen zu einem Fokus. Er kann Gestalt annehmen und sichtbar werden.

Die Gestaltungen in der imaginativen Szene stehen für existentielle Realitäten der Person. Sie haben sich in Integrationsprozessen gebildet. In ihnen sind die immanenten Möglichkeiten der Person enthalten. Die Person kann diese eigenen Anteile in der Szene erfahren und abstrahieren.

Proportional zu ihrem Abstraktionsprozess verdichten und gestalten sich Erfahrungen ihrer individuellen Möglichkeiten. Im Grunde ihres nach innen gerichteten Bewusstseins werden sie in einem Fokus zusammengeführt.

Dieses Zentrum wird für uns als Pol erkennbar, der im Zusammenhang mit einem anderen Potential bildet, aus denen der Mensch lebt.

## Gestalt, Zentrum, Pol und Potential

Der Klient ist nicht kritischer Beobachter im therapeutischen Prozess. Wenn er im Berufsalltag zu objektiver Forschung und theoretischem Denken verpflichtet ist, legt er zu Beginn der Therapie seine wissenschaftliche Ausrüstung beiseite. Unbeschwert macht er sich auf den Weg in seine innere Welt...Er registriert nicht die Bildung eines Fokus – er sieht sein Eigenes Ich. Er misst nicht die polare Wirkung eines Zentrums – er fühlt sich angezogen von einer Kraft, die ihm entspricht. Der Klient beobachtet nicht die Entstehung eines dynamischen Feldes – er erlebt sich getragen, umflossen, durchströmt und bewegt. Aus dieser unmittelbaren Teilhabe kann er uns berichten:

- *Das Eigentliche Ich ruht in sich versunken. Es „erwacht“, wenn ihm der Klient entgegenkommt. In seiner Nähe spürt der Klient Wärme und lebendige Impulse.*
- *Das Eigentliche Ich sucht Raum. Die Wege ebnen sich, es öffnen sich Tore und Fenster. Die Dächer wölben sich zu hohen Kuppeln. Es weiten sich die schützenden*

### *Grenzen und der Raum füllt sich mit Licht.*

- *Das Eigentliche Ich richtet sich auf die Welt, in einen Seinszusammenhang jenseits der Grenzen. Es sucht dort ein Zentrum, auf das es sich beziehen kann. In der Tiefe des Raums bildet sich ein heller Fokus.*
- *Das Eigentliche Ich wird getroffen von Licht. Es streckt sich ihm entgegen; es fängt seine Strahlen auf und beginnt, mit „der Sonne“ zu kommunizieren.*
- *Das Eigentliche Ich sucht einen Platz in der Mitte der Szene. Eine leuchtende Bahn, eine helle „Glocke“, ein lichter Kegel verbinden es mit jenem fernen Zentrum.*
- *Der Klient sieht seine Szene in einem neuen Licht. Er erlebt sein Eigentliches Ich eingebunden in einen überdimensionalen Zusammenhang. Ehrfurcht erfüllt den Klienten. Er entdeckt im Mittelpunkt „seines Lebens“ einen unbekanntem Raum, einen Raum voller Geheimnisse, einen sakralen Raum.*

Der Klient kehrt aus der imaginativen Szene zurück in der Überzeugung, dass er einer Realität begegnet ist, die „tiefer“ ist als alle Vernunft. Er ordnet seine Erfahrungen seinem jeweiligen Weltbild zu, seinem naturwissenschaftlichen, seinem philosophischen oder seinem religiösen. Dabei bringen ihm die Analogien der imaginativen Szene Bestätigung und Ergänzung dessen, was er bis dahin erkannte, dachte oder glaubte.

Es war für uns beeindruckend, in welcher Klarheit die Analogien der Szene Zusammenhänge präsentierten, die wir

aus dem naturwissenschaftlichen Bereich kannten. Wir wussten, dass sich Dynamik nur im polaren Gegenüber bilden kann, und doch überraschte uns die Erfahrung, dass die immanenten Möglichkeiten des Menschen sich nur als eine Seite im polaren Geschehen auswiesen. Auch die überwältigende Erscheinung des Eigentlichen Ich offenbarte sich als ein Pol des Kraftfeldes, aus dem wir leben. Warum fiel es uns so schwer zu akzeptieren, dass der Mensch nicht alle Möglichkeiten zum Leben in sich trägt, sondern nur einen Teil zu seinem Leben beitragen kann?

- Wir hätten uns gern auf die Lernfähigkeit des Menschen konzentriert – den Ausgleich seiner Defizite durch differenzierteres Wahrnehmen und zweckmäßigeres Handeln.
- Wir hätten gern der Kraft der Person vertraut – der ihr innewohnenden Tendenz zur Selbstverwirklichung als letzten Grund für Wachstum und Entwicklung.
- Wir hätten gern die individuelle Kreativität in den Mittelpunkt gestellt - als entscheidende Fähigkeit, die im Zusammenspiel rechts- und linkshemisphärischer Hirnprozesse gezielt funktionalisiert werden kann.

Wir fühlten uns wie entthronte Könige. Wir teilten unser Reich (unser Leben) mit einem unfassbaren Anderen. Wir wurden gelebt. Und nur unser Bewusstsein legte weiterhin unsere Residenz in die Grenzen der eigenen Person und setzte hier unser (Sozialisations-) Ich auf den Thron.

Wir begannen uns der Präsenz des polaren Geschehens bewusst zu werden, sowohl in der Gesamtheit psychophysischer Zusammenhänge als auch im Funktionszusammenhang von Person und Welt. Wir fanden Entsprechungen für unsere Theorie in anderen Disziplinen.

*Contraria sunt complimenta*, sagte Nils Bohr, der Schöpfer des Atom-Modells. Kernphysikalische Kräfte und Prozesse können nur durch bipolare Organisation des Atoms verstanden werden (Neutronen des Kerns, Elektronen der Hülle, Teilchen und Wellen...).

## Deutung und Bedeutung

Wir hatten erkannt: Nur in einem Zusammenhang kann Eigentliches Ich als Zentrum „deutlich“ werden, nur in der Begegnung mit einem Anderen kann seine Bedeutung begriffen werden.

Doch der Klient definiert Eigentliches Ich nicht als Teil eines theoretischen Systems, er erlebt sein Eigentliches Ich in unmittelbarer Begegnung. In der imaginativen Szene wird die intrapersonale Lage des Klienten zum „Raum“ der Begegnung. Eigentliches Ich fokussiert sich zur „Gestalt“, und der Klient bewegt sich selbst in dieser Szene als handelnde „Person“. Er erlebt die Anziehungskraft des Eigentlichen Ichs und erfährt seine Zugehörigkeit und seine Verbundenheit mit ihm. Er fühlt sich einbezogen in (person-)übergreifende Zusammenhänge und nimmt in ihnen ferne Bezugssysteme wahr. Doch im Ablauf dieser Erfahrungen bleibt ihm das Eigentliche Ich ein unverlierbares, unerschöpfliches Zentrum. Der Klient sieht nicht

das „Zentrum“, er begegnet einer Gestalt, vielleicht der zeitlosen Gestalt eines „weisen“ Kindes:

- *Das Eigentliche Ich schreitet über eine Wiese... sie beginnt zu blühen. Es begegnet einer ausgetrockneten Quelle... sie beginnt zu sprudeln. Es tritt in ein Haus... Sonne und Wind durchfluten es.*
- *Das Eigentliche Ich trifft auf verschlossene Räume... sie öffnen sich. Es sucht die verborgene Tiefe... ihr Dunkel gibt das Geheimnis preis. Es strebt in unerreichte Höhe... und findet den Weg auf eine neue lichte Ebene.*
- *Das Eigentliche Ich berührt das Unfertige... und Entwicklung beginnt. Es streicht über das Schadhafte... und die ursprüngliche Form tritt hervor. Es findet im Abseits das Gefesselte... und befreit es. Das Eigentliche Ich verweilt beim Unzweckmäßigen... und es verwandelt sich zur Vollkommenheit.*
- *In der Berührung des Eigentlichen Ichs wird alles Gestaltete mit Leben erfüllt. In seiner Bewegung verwirklicht das Eigentliche Ich lebendigen Zusammenhang.*

Das Eigentliche Ich erfüllt die Szene mit dem „Zauber“ der Verwandlung. Der Klient hat teil an einem Prozess, den er als „Wunder“ erlebt.

Als Therapeuten können wir Bedingungen schaffen, unter denen der Klient in imaginativen Szenen sich und die Welt erlebt. Unsere Kompetenz verleiht ihm die Mittel, unsere Nähe und Wachsamkeit geben ihm Sicherheit, und



unsere Gewissheit weckt seinen Mut. Während des Prozesses merken wir jedoch, wie uns der Klient zurücklässt und uns von der Dichte seiner Erfahrungen ausschließt. Wir erleben den Klienten in einem dynamischen Zusammenhang, der jenseits unserer persönlichen Möglichkeiten zu „helfen“ liegt. Wir treten ehrfürchtig zurück. Mit jedem Schritt in die Distanz werden für uns Zusammenhänge deutlicher: Im Ablauf dessen, was geschieht; in der Zuordnung innerer Bilder zu einem Ganzen wie auch im Funktionszusammenhang, der „Innen“ und „Außen“ miteinander verbindet. Wir beginnen, die persönlichen Erfahrungen der einzelnen Klienten mit denen anderer Personen zu vergleichen.

Für uns ist dieses Eigentliche Ich eine zu einem Zentrum verdichtete, immanente Realität des Menschen. Sie nimmt Gestalt an, wenn sie von Bewusstseinsimpulsen des Klienten betroffen wird. Dann erwacht „Eigentliches Ich“ und richtet seine Tendenzen in den Raum. Hier begegnet es Impulsen aus dem „Nicht-Ich“, dem „Außer-dem-Ich“, das heißt, dem jeweiligen Seinszusammenhang. Es gibt eine Fülle von Begegnungen, die offensichtlich ohne Sensation, fast unmerklich verlaufen. Einige jedoch gewinnen eine besondere Qualität, in ihnen geschieht eine Verwandlung. Es entsteht etwas Neues, das bisher so nicht existent war.

*Hier wird Integration sichtbar.*

Als Beobachter erkennen wir, dass derartige Integrationsprozesse in der Therapie nicht vom Zufall bestimmt werden. Offensichtlich sind sie abhängig von der Klarheit, mit der sich im Seinszusammenhang ein Fokus bildet, der das

Eigentliche Ich richtungweisend erreicht. Nach unseren Erfahrungen scheint sich nur unter dieser Bedingung die sinn-volle Begegnung beider Dimensionen zu realisieren.

Ab und zu erleben wir diese Begegnung in einem klaren und detaillierten Ablauf. In ihm erkennen wir „Phasen“ der Integration und werden unmittelbar berührt von dem schöpferischen Prozess. Davon werden wir im Kapitel „Integration“ berichten.

## 2. Seinszusammenhang Zweifel

Die Begegnung mit dem Eigentlichen Ich schien uns an die Grenze therapeutischer Möglichkeiten getragen zu haben. Jahrelanges Suchen nach dem Ursprung von freiem Potential war belohnt worden. Unsere Hoffnungen sahen wir erfüllt. Nun war es das Eigentliche Ich des Klienten, das die Verantwortung übernahm, Ziele aufzeigte, Wege ebnete, Gewissheit verlieh und dabei dem Klienten näher war, als alle mitmenschliche Zuwendung es vermochte. Unmittelbar griff das Eigentliche Ich ein in den Prozess von Wandlung und Verwandlung. Brauchte es mehr für den Klienten, mehr für uns Therapeuten?

Doch es gab nicht nur Erfolge:

- Ein Klient hatte in Ergriffenheit die Begegnung mit seinem Eigentlichen Ich erlebt; er hatte sich von ihm an die Hand nehmen lassen und war ihm gefolgt; doch dann gab es Irritationen, er wurde abgelenkt, und das

Eigentliche Ich ging ihm verloren. – Mühselig wie zuvor quälte sich der Klient durch seinen Alltag; neue Chancen wurden nicht realisiert. Ein Jahr später konnte er sich der Begegnung mit seinem Eigentlichen Ich kaum noch entsinnen.

- Ein anderer Klient hatte sein Eigentliches Ich zum Mittelpunkt seines Lebens gemacht, er hatte es, bildlich gesprochen, auf einen Altar gestellt. Zu spät merkte er, dass er einem Götzen diente, einer leeren Hülle, aus der sich das Eigentliche Ich zurückgezogen hatte. – Egozentrik pervertierte die lebendige Entfaltung des Klienten und erschöpfte ihn.
- Es gab Klienten, die sich begeistert mit dem Eigentlichen Ich verbündet hatten; aber dann wollten sie ihren Führungsanspruch nicht aufgeben. Sie setzten selbst den Rahmen, steckten die Ziele, wählten die Mittel und handelten nach eigenem Ermessen. Doch ihre Kraft erlahmte, und sie scheiterten an der Mauer ihrer begrenzten Möglichkeiten. – Enttäuscht und verletzt zogen sich diese Klienten vom Eigentlichen Ich zurück und begruben es in ihren Depressionen.

Es gab noch andere Variationen enttäuschter Hoffnungen, die sich in den Chor begeisterter Stimmen mischten. Wir begannen unsere Arbeit zu hinterfragen: War die Fokussierung des Eigentlichen Ichs ein unzulässiger Eingriff? Waren unsere therapeutischen Mittel unzureichend? Hatten wir bei der Realisierung unserer Erfahrungen Wesentliches übersehen?

Diese Fragen brachten uns nicht weiter. Lösungen ergaben sich auch nicht aus den unterschiedlichen Persönlichkeitsstrukturen unserer Klienten, aus bestimmten Diagnosen und Prognosen oder aus den Erscheinungsformen des Eigentlichen Ichs.

Bei unserer Suche stießen wir erneut auf Diskrepanzen zwischen der Person und ihrem Eigentlichen Ich. In allen Begegnungen hatte es eindeutig in eine bestimmte Richtung gewiesen. Offensichtlich gab es in der Person aber auch andersgerichtete Tendenzen, die in langen Sozialisationsprozessen erworben, geübt, belohnt und gefestigt worden waren. Tendenzen, Diskrepanzen, Ambivalenzen... Die Person musste sich entscheiden. Die gewählte Richtung war von existentieller Bedeutung für Lebendigkeit und damit auch für die Effektivität unserer gemeinsamen therapeutischen Arbeit.

## Umkehr

Das Eigentliche Ich fixiert die Person nicht auf sich, es motiviert sie, sich umzuwenden und sich einem „Anderen“ zu öffnen.

Als Bürger des christlichen Abendlandes sind uns Begriffe wie „Umkehr“ oder auch „Bekehrung“ nicht fremd. Doch wir misstrauen ihnen. Wir kennen Machtansprüche, die sich hinter ihnen verbergen können, wir sind allergisch gegen formale Praktiken, die sie pervertieren. Als Psychologen kennen wir den Terminus „Bekehrung“ aus der Entwicklungspsychologie (O. Kroh) und die damit verbundene Verhaltensweise aus der zweiten Phase der Pubertät. In ihr wird die Fähigkeit zum Ausgriff in die Welt

unter selbst gewähltem Sinn geübt. Als Zeitgenossen fragen wir, warum uns geschätzte Kollegen verlassen haben, um mit Hilfe fernöstlicher Praktiken ihr Ich in metaphysischen Zusammenhängen aufzugeben oder zu finden. Auf dem individuellen Lebensweg gibt es ebenso wie in der Geschichte von Völkern und Kulturen „Paradigmenwechsel“, oft mit dramatischen Veränderungen. Jedermann hat seine eigene Geschichte.

Mit der Aufklärung begann der abendländische Mensch den Ursprung seines Lebens in sich selbst zu suchen. Heute ist er, sind wir alle, am Ende der Reise „nach Innen“ angelangt. Zwar fanden wir einen unerschöpflichen Grund, doch aus ihm sandte Eigenliches Ich Impulse suchend in den Raum, setzte Zeichen für mögliche Entwicklung, wartete auf Begegnung. Ein „New Age“ stand vor der Tür.

Die Antwort auf die Frage nach Leben liegt offensichtlich nicht in der Tiefe des Eigenlichen Ichs. Der Mensch muss zunächst von ihm absehen und sich gemeinsam mit ihm dem Außen zuwenden. Eine einfache Umkehr um 180° scheint eine neue Dimension von Erfahrungen und Bewusstseinsprozessen zu erschließen.

Im KIM wurden wir uns unseres Standpunktes neu bewusst. Wir erkannten ihn auf einer Grenze, auf der sich Innen und Außen begegneten und verbanden. Wandten wir uns dem Innen zu, so erfassten wir einen intrapersonalen „Raum“, der sich zur Tiefe rundete. In seinem Zentrum wussten wir das Eigenliche Ich. Wandten wir uns nach außen, so schien sich auch hier die Weite des Raums zu runden. Wir ahnten seinen Scheitelpunkt, wir suchten sein Zentrum.

Wo aber entsprang Lebendigkeit: In der Tiefe der Person? Im Zentrum eines unübersehbaren äußeren Funktionszusammenhanges? Wir erlebten uns zwischen beiden und erkannten:

*Ich bin in jedem Augenblick in der Begegnung zwischen Zeit und Raum, von Innen- und Außendimension. In diesem Schnittpunkt entspringt die Quelle des Lebens in mir – und in allem, was lebendig sich entwickelt.*

## Wurzeln

Zwei Generationen sammelten Erfahrungen in der Begegnung mit dem „Ich“. Davon hatten auch wir profitiert. Doch die Erschließung des „Außen“ war für uns ein therapeutisches Neuland, für das wir einen Terminus finden mussten.

Vor uns lag in unbegreifbarer Weite „Raum“. Wir sahen weder seine Grenzen, noch durchschauten wir die Differenziertheit seiner Zusammenhänge. Ausgehend von der dinglichen Welt, die uns unmittelbar umschließt, ahnten wir seine unterschiedlichen Dimensionen, bis hin zu geistigen Zusammenhängen, deren Grenzen wir nicht erfassen konnten.

In diesem Raum erleben sich Menschen als Teil des Ganzen, eingewoben in Funktionszusammenhänge. Und doch hat jeder einzelne seinen Platz, den er mit niemandem teilt. Er zieht seine Bahn, die sich mit anderen zu einem einzigartigen Muster verknüpft und verwirklicht schöpferische Impulse zu einem individuellen Leben.

Die Vielzahl der zeit/räumlichen Schnittpunkte, in denen Menschen ihr persönliches Schicksal finden, ist unvorstellbar. Und doch birgt sich in jedem ein Ich-Zentrum, das auf das Ganze bezogen ist. Standpunkte, Ziele, Grenzen und Mittel, die dem jeweiligen individuellen Dasein der Person entsprechen, bleiben unterschiedlich, so auch die Erfahrungen, die die Person zu ihrem Bild von „der Welt“ zusammenfügt. Und doch findet sich in allen Bildern eine gemeinsame Ordnung. In den Imaginationen der Klienten erkannten wir

- materielle Zusammenhänge der Dinge, von denen eine Person bewegt wird,
- soziale Zusammenhänge in die sie eingebunden ist,
- Naturzusammenhänge, in denen sie existiert,
- kosmische Zusammenhänge, die sie ahnt,
- geistige Zusammenhänge, die sich ihr erschließen,
- religiöse Zusammenhänge, in denen sie glaubt.

*Diese „persönlichen Zusammenhänge“ haben wir im Terminus „Seinszusammenhang“ zusammengefasst. Er definiert individuelle Bezugssysteme von Menschen.*

Seinszusammenhang erfährt die Person kontinuierlich in ihrem Alltag. Sie kann sich ihrer Seins-Erfahrungen bewusst werden und damit ihre Lebensqualität verändern. In der Therapie können wir darüber hinausgehend Bedingungen für umfassende Seins-Erfahrungen schaffen. Im KIM ermöglichen wir die Erschließung von Seinszusammenhang in mehreren Erfahrungsintervallen. Zunächst suchen wir mit der Person einen Platz, an dem sie sich in der Welt geborgen weiß, von ihr getragen fühlt und ihre „Wurzeln“ in Verganem erfährt:

- *Die Person verändert ihre Haltung zur Welt. Sie nimmt eigene Tendenzen zum Ausgriff, zum „Begreifen“ der Welt zurück. Sie erfährt, dass die Welt „auf sie zukommt“ und sie „berührt“. Die Person lässt sich „betreffen“, sie öffnet sich der Botschaft des Außen und empfängt sie in ihrem Bewusstsein.*
- *In imaginativer Vorstellung macht die Person einen Ausflug in ihre Alltagswelt. Sie kennt den Weg, sie verharrt und lässt sich berühren vom Detail. Sie entdeckt die Qualität eines Blattes, die Bedeutung von Stengel und Blüte, und deren sinnvollen Zusammenhang in der Pflanze. Sie sieht sich eingebettet in eine Wiese und erlebt diese im lebendigen Zusammenhang einer Landschaft. Mit allen Sinnesorganen spürt die Person Impulse, die auf sie gerichtet sind und empfängt deren Botschaft.*
- *Ein Stein sagt ihr: „Ich bin geworden – wie du – ich war lange vor dir – jetzt bin ich in deiner Hand – wir haben Anteil aneinander – lege mich, wohin du willst, über Zeit und Raum bleiben wir verbunden.“*
- *Eine Blüte sagt. „Ich lebe viele Zeiten in unterschiedlichen Formen – wie du – ich entwickle mich und trage Früchte – wie du – ich vergehe, aber in meinem Samen werde ich leben.“*
- *Feiner Sand rieselt durch die Finger der Person und sagt: „Ich war eines – jetzt bin ich vieles – ich fülle die Erde, aber du kannst mich nicht fassen – deine Hände sind leer, bewahre meine Botschaft!“*
- *Die Person wird einbezogen in den natürlichen und kreatürlichen Zusammenhang in der Welt. Sie findet ih-*



*ren Platz, eine Mulde, die sie birgt. Sie ist erfüllt von tiefem Frieden.*

In diesen Erfahrungen erschließt sich die Person ihren Seinzusammenhang von einem alltäglichen Standpunkt aus. Sie findet eine neue Beziehung zu den Dingen, die sie umgeben. Sie gewinnt Ehrfurcht vor der Bedeutung des Seins, in dem sie wurzelt. Sie trägt ein neues Bewusstsein von sich und der Welt in ihren Alltag. Sie kann es dort realisieren und ihr Leben verändern.

Die Person weiß, dass sie auf der Erde eingebunden ist in ein Netz von Naturzusammenhängen. Sie erlebt, dass sie einen eigenen Platz hat, der sie trägt.

Sie begreift Menschsein im Werden und Vergehen auf dieser Erde.

Sie erlebt Vergangenheit im Heute, Entwicklung als Prinzip und Unvergänglichkeit als Realität.

Sie ahnt die Wurzeln ihres menschlichen Seins jenseits ihrer individuellen Lebensgrenze.

Gehalten von den Wurzeln materieller Realität kann sich die Person in geistigen Realitäten entfalten – ihre Balance bleibt ungefährdet.

## Reise in das Sein

Die Person erlebt sich inmitten der Welt, im Mittelpunkt ihres Daseins. In ihm begegnen sich Zeit und Raum, Innen und Außen, Vergangenheit und Zukunft. Diese Mittelpunktposition ist ursprünglich, sie zentriert jeden persönlichen Bezug. Sie ermöglicht Spontaneität von einem sicheren Standpunkt aus. Aber sie begrenzt auch den Horizont und macht die Perspektive einseitig. Sie bindet die Person im Hier-und-Jetzt.

Egozentrik ist der „Normalfall“ im menschlichen Dasein. Und doch möchte die Person eigentlich – d.h. ihrem Eigentlichen Ich entsprechend – ihre individuellen Grenzen überwinden. Einerseits möchte sie teilhaben an umfassenden Zusammenhängen, andererseits hat sie Angst davor, ihre existentielle Sicherheit aufzugeben.

Derartige Ambivalenzen begleiten die Person auch in ihren Träumen. Doch dort wird der sichere Standpunkt aufgehoben, unterschiedliche Perspektiven werden realisiert und Neues gestaltet sich. Träumend durchlebt die Person Lösungen und findet Einsichten, die sie in den Alltag mitnehmen kann.

Diese Chance wollten wir nicht länger nur dem Zufall überlassen. Wir beschlossen, Träume zu therapeutischer Realität zu machen und konzipierten die imaginative Reise in den Seinszusammenhang. Es war eine Reise ins Ungewisse: Konnte die Person sich selbst und die Welt aus einer neuen Perspektive sehen? Würde sie Seinsqualität unmittelbar erfahren? Geling es ihr, ein Seinszentrum zu finden, das ihrem Eigentlichen Ich entsprach?

Wir boten unseren Klienten diese Reise an. Wir besprachen mit ihnen das Risiko: Wenn die Reise gelang, dann veränderte sich das Bild, das die Person von sich hatte, zu neuer Identität. Wir erinnerten sie an Astronauten, die aus dem All ein neues Bild von der Erde mitbrachten.

In der Therapie begleiteten wir Klienten in Seinszusammenhänge und zitieren nun aus den Reiseberichten:

- *Die Person ruht eingebettet auf der Erde: Sie weiß sich verbunden mit allem Seienden, sie fühlt sich verwurzelt im Gewordenen. In dieser Sicherheit kann sie sich „lassen“.*
- *Die Person tritt neben sich: Sie sieht sich von außen als Teil dieser Welt.*
- *Die Person gewinnt Höhendistanz: Sie sieht sich geborgen in der Mulde... der Wiese... der Landschaft. Der Horizont weitet sich... Länderkonturen verschwimmen, die Welt rundet sich. Die Person weiß um ihren Ort und ihre unverlierbare Existenz auf der Erde... einem Gestirn im Kosmos.*
- *Eine erste Grenze: Noch spürt die Person die Anziehungskraft der Erde... sie nimmt ab... eine Nebelbank... eine Irritation in der Bewegung... dann neue Klarheit... größere Leichtigkeit... spürbare Anziehung aus der Höhe.*
- *Die Person blickt um sich: Sonnen kreuzen ihre Bahn und bleiben zurück... Farben gewinnen unbeschreibliche Qualität.*
- *Die Person richtet sich nach oben: Immaterielles wird zu lebendiger Form... Töne werden sichtbar. Die Person wird einbezogen in einen alles umfassenden Zusammenhang... spürt pulsierendes Sein. Die Person fühlt sich verbunden mit allem was ist... vollkommen geborgen und unendlich frei.*

Unsere Klienten hatten Fragen auf ihre Reise mitgenommen und waren mit Antworten zurückgekehrt. Uns aber riefen ihre Erfahrungen zu kritischer Auseinandersetzung auf.

Wir mussten uns fragen, ob unsere Klienten wirklich in ihrem Eigentlichen Ich folgten, wenn sie sich geistige Zusammenhänge in der Imagination erschlossen. Vielleicht folgten sie den verlockenden Ansprüchen einer Welt, in der es „in“ war, abzuheben, sich erleuchten zu lassen und das Leben nach sensationellen Inspirationen neu zu gestalten? Viele Zeitschriften waren voll von derartigen Berichten. – Auseinandersetzungen waren entbrannt und die Grenze zu ideologischer Exzentrizität wurde fließend. Es gab viele Gurus und Platz für sie alle in der Begeisterung ihrer Anhänger. Viele von ihnen drängten sich besitzergreifend in das Bewusstsein der Menschen und trugen eigene Impulse in fremde Seinszusammenhänge. Sie erfüllten ein Vakuum mit Faszination und gewannen Herrschaft über andere, sie wurden selbst zum Zentrum von Macht.

Wie konnten wir das KIM vor derartigen Erwartungen und Ansprüchen, vor falschen Deutungen und Interpretationen schützen? – Es waren unsere therapeutischen Bedingungen, die eine deutliche Grenze zwischen den Erfahrungen transzendentaler Bewegungen und den Seinserfahrungen im KIM zogen. Unser oberstes Gebot für Therapie blieb, dass der Therapeut niemals in das Leben des Klienten direkt eingriff. Der Klient selbst ist es, der die Grenzen im eigenen Seinszusammenhang auslotet und dort sein eigenes Zentrum sucht.

Diese Forderungen distanzieren uns auch von einer Reihe therapeutischer Praktiken, mit denen wir uns auseinandersetzten. Uns ist bekannt, dass Kollegen mit physiologischen Mitteln arbeiten, z.B. mit Hyperventilation oder sensorischer Deprivation im Isolationstank, um Klienten

neue Erfahrungen zu ermöglichen. Wir kennen die Versuche, mit Hilfe von Drogen neue Bewusstseinsdimensionen zu erschließen. Wir wissen von dem Mittel der Hypnose als Reisevehikel in das Sein. In diesen Praktiken haben wir keine entsprechende Ausbildung, keinerlei Erfahrung und anstelle von sachdienlicher Kompetenz hier und da Vorurteile. Nicht immer scheint uns die Selbstbestimmung des Klienten angemessen respektiert zu werden.

Im Vergleich mit diesen Verfahren mussten wir uns allerdings fragen lassen, wodurch es im KIM Klienten gelingt, sich aus erdverbundener Realität mühelos zu lösen, und, ohne jede Angst, in weiter Distanz ungewöhnliche Erfahrungen zu machen. Hierzu wollen wir einige Hypothesen skizzieren, ohne Anspruch auf Systematik zu erheben:

- Die Person erlebt Imagination als „normal“. Sie hat lebenslange Erfahrungen im Träumen, sie erinnert sich der Möglichkeiten, die sie damit hat. Vielleicht kennt sie darüber hinaus die Bedeutung des Traumgeschehens für die psycho-physische Gesundheit des Menschen.
- Die Person fühlt sich sicher. Sie weiß, dass sie in der Realität in konkreten Zusammenhängen verwurzelt ist. Diese Wurzeln wird sie nicht aufgeben, sie wird aus ihnen in eine neue Dimension hineinwachsen. Sie wird selber entscheiden, welcher „Sonne“ sie sich entgegenstreckt, wo ihr „Ausgriff“ endet, wann sie zurückkehrt zur „Mutter Erde“. – Die Person behält die Kontrolle.
- Die Person folgt vernünftigen Erwägungen. Aus ihrem Alltag kennt sie die Nachteile, die sich aus einem fest-

gelegten Standpunkt ergeben. Darum akzeptiert sie Veränderungen, die ihr neue Perspektiven erschließen. Sie weiß, dass sie Übersicht und Einsicht nur in Distanz zu sich selbst gewinnen kann.

- Doch über Erfahrungen, Wissen und Einsicht hinaus wird die Person von ihrer Sehnsucht motiviert. Neugierig sucht sie zu erfahren, was jenseits ihrer Grenzen liegt. Dort erwartet sie, Begründung für ihre Meinung, Gewissheit für ihre Erkenntnis und Erfüllung für ihre Hoffnung zu finden.

## Ein Tabu

Mitarbeiter haben uns gebeten, in der Darstellung der Beispiele Zurückhaltung zu üben. Ihre Sorge war, die Berichte existentieller Erfahrungen könnten von manchem Leser nicht verstanden, nicht geachtet und falsch bewertet werden.

Diesem Rat sind wir nicht gefolgt, weil diese und ähnliche Veröffentlichungen notwendige Funktionen im gesellschaftlichen Bewusstsein erfüllen. Doch die Bedenken sind verständlich. Auch wir waren zunächst von den Bildern unserer Klienten so betroffen, dass wir sie für uns behielten. Erst nach und nach erkannten wir Übereinstimmungen in den Erfahrungen. Sie gestalteten sich bei allen Menschen nach den gleichen Prinzipien. Die Bilder der inneren Welt entsprachen denen der äußeren Welt. In ihren Beschreibungen fanden sich Abläufe aus der Natur, die jedermann bekannt sind.

Die Bilder waren also nicht neu. Ungewohnt war lediglich die Leichtigkeit, mit der sie im therapeutischen Setting für

geistige Zusammenhänge und Erfahrungen verwendet wurden. Aber selbst das war kaum verwunderlich, solange wir die psycho-physische Einheit der Person ernst nahmen.

Wo also lag das Problem? Wurden hier Tabus berührt, die der „Aufklärung“ entgangen waren? Einst fürchtete der Mensch Naturerscheinungen, deren Bedingungen er nicht kannte. Er suchte sich vor ihnen zu schützen, errichtete Tabus und wandte Magie an, um sie zu beherrschen. Doch immer gab es Menschen, die diese Grenzen überschritten und Neues entdeckten. Grenzgänger lebten mit dem Risiko – sie konnten verehrt oder bekämpft werden, Macht gewinnen oder ausgeschlossen werden.

Der moderne Mensch fühlt sich über den „Aberglauben“ alter Denkweisen erhaben, und doch reagiert er auf analoge Situationen in geistigen Bereichen nach altem Muster. Er fürchtet das „Übersinnliche“, dessen Bedingungen er nicht kennt. Er meidet existentielle Erfahrungen und überlässt sie Außenseitern. Er drängt Suchende aus wissenschaftlich kontrollierbaren Bereichen in spiritualistische Kreise und weist sie aus dem Abendland ins Abseits fernöstlicher Religionen und Praktiken.

Wir meinen, dass wir uns geistigen Realitäten, ihren Bildern und deren Bedeutung in Ehrfurcht, aber ohne Angst stellen müssen. Wir wollen sie akzeptieren und behutsam, ohne Vorurteile untersuchen. Aus dieser kritischen Distanz heraus sind wir bereit, neue Wege zu gehen. Auf diese Wege möchten wir den Leser mitnehmen.

## Das Zentrum

Bei der Reise in die Innendimension hatten wir gehofft, das Eigentliche Ich als zentrale Erscheinung zu finden. Das Ei-

gentliche Ich hatte uns dann auf ein fernes Zentrum im Raum hingewiesen, und nun waren wir auf der Reise in den Seinszusammenhang. Der Klient fühlte zunächst noch eine unsichtbare Kraft, die ihn mit der Erde verband. Er erlebte Irritationen, als die Erde seinem Blick entschwand. Danach spürte er neue, aus der Höhe kommende Anziehungskräfte. Der Klient wandte sich um, dem Unbekannten zu. Er vergaß Zeit und Raum und schien ergriffen von einer Erfahrung, an der sein Therapeut nicht teilhaben konnte. Reden schien nicht angemessen, Worte blieben unzulänglich, Bilder drückten nicht die Tiefe der Erfahrung aus. Im folgenden Berichtsfragmente von Klienten:

- *Der Raum rundet sich...*
- *unvorstellbare Weite...*
- *ein Blau, ein Gelb, Farben des Regenbogens...*
- *Töne...*
- *ein lichtiges Zentrum...*
- *sprühende Impulse, flutende Wellen...*
- *Kraft, die hält...*
- *Leben, das durchdringt...*
- *unerschöpfliche Tiefe...*

Nachträglich erreichten uns ausführliche Berichte. Sie beschreiben mit dichterischer Kraft mystische Erfahrungen von Vollkommenheit und Schönheit. Nicht selten waren es nüchterne Realisten, die sie an uns weitergaben.

Offensichtlich gibt es ein existenzerhaltendes Prinzip, nach dem sich menschliche Erfahrungen in Zeit und Raum gestalten, gleichgültig, ob der Mensch diese Erfahrungen in der Realität oder in der Imagination der Innen- oder der Außendimension macht.



In jedem Lebensmoment verbinden sich Impulse aus Zeit und Raum, einem Innen und einem Außen zu einem Bild. In ihm erkennt die Person die Welt, erlebt sich selbst und erfährt ihr Dasein im Hier-und-Jetzt. Der Zusammenhang erschließt sich ihr in der Dynamik sich selbst gegenseitig bedingender Systeme. Die Person kann zu ihm Stellung nehmen, ihn als sinnvoll erkennen und sinngebend benennen. Die Person nennt das Ergebnis dieses Prozesses „Realität“. An ihr orientieren sich ihr Bewusstsein und ihr Handeln.

Sobald sich die Person, wie oben beschrieben, aus dieser Realität entfernt, beginnen existenzhaltende Funktionen ihres Bewusstseins wirksam zu werden. Es führt die verlorenen Dimensionen von Zeit und Raum wieder aufeinander zu und sucht sie in einem neuen Schnittpunkt zu vereinen. Für den Menschen „rundet“ sich das All, „krümmt“ sich der Raum – das Prinzip, nach dem sich Erfahrungen gestalten, liegt in der Fokussierung, die Dimensionen vereint, ein Zentrum bildet und „jenseits“ vom Hier-und-Jetzt Neues entwirft.

## Rückkehr

Der Person bleibt die Entscheidung, wo sie ihre individuelle Seinsgrenze erleben, wie weit sie sich ihrem Zentrum nähern, welche Beziehung sie zu ihm aufnehmen, wie sie es verstehen will: als äußerste Möglichkeit des Erfahrbaren oder als Brücke in das Noch-Unfassbare.

In der imaginativen Szene bitten wir den Klienten, sich der Ausstrahlung aus dem Seinszentrum weit zu öffnen, zu füh-

len, was sie in ihm bewirkt und diese Erfahrung in seinem Herzen und seinem Bewusstsein festzuhalten. Behutsam bereiten wir dann die Lösung aus dem Zentrum und die Rückkehr vor. Erfüllt vom Bewusstsein unerschöpflichen Seins erinnert sich der Klient seines Daseins auf dieser Welt. Er wendet sich ihr zu und spürt erneut die Verbindung. Ihr folgend nähert er sich langsam der Erde, seiner Landschaft. Immer deutlicher werden Grenzen, erscheinen Konturen; schließlich erkennt der Klient seine eigene Gestalt. Nun bitten wir ihn innezuhalten, um die Person, die dort ruht – d. h., sich selbst in der Welt – im Lichte seines Seinszusammenhangs zu betrachten. Wir fordern den Klienten auf, zu sagen, was er bei diesem Anblick empfindet. Sinngemäß ist es immer die gleiche Botschaft, die Klienten für sich selbst mitbringen:

- *Du gehörst in diese Welt.*
- *Du trägst meine Lebendigkeit.*
- *Durch dich wird Seinszusammenhang in dieser Welt verwirklicht.*
- *Ich liebe dich.*
- *Ich will dich bewahren.*

Doch was bleibt nach diesen Erfahrungen? Ein Jahr später ziehen wir aus Befragungen ein nüchternes Resümee:

- Die Personen beginnen, alltägliche Lebenszusammenhänge bewusst wahrzunehmen und zu gestalten.
- Sie beginnen, Betroffenheiten aus diesen Zusammenhänge ebenso ernst zu nehmen wie die Impulse ihres Ichs.

- Viele Personen berichten, dass ihre Angst vor dem Tode weitgehend aufgelöst ist.
- Die meisten gewinnen ein neues Verhältnis zu „Schuld“.
- Manche Personen beginnen, sich und anderen die Frage nach dem „Sinn“ zu stellen: Sinn im Alltagsgeschehen und Sinn als Lebensprinzip.

## 2. Sinn Einsichten

Die Erfahrungen im Seinszusammenhang erforderten, uns die Frage nach dem Sinn zu stellen: Was ist das für ein Sinn, der lebendige Entwicklung gestaltet? Wo findet der Mensch diesen Sinn? Wie kann er sich auf ihn beziehen?

Wenn wir Philosophen wären, könnten wir eine Antwort in der vielfältigen Weisheit alter und neuer Kulturen suchen. Als Theologen würden wir Sinn in der Offenbarung finden und ihn verkünden – mit der Verbindlichkeit, auf die sich Kirchen gründen, und in der Einfalt des Glaubens. Doch wir sind Psychologen. Unsere Definitionen mussten den Sinnerfahrungen der Klienten folgen.

*In unserer Arbeit begegneten uns Klienten, die ihre Existenz als sinnvoll ansahen und den Sinn ihres Lebens benennen konnten. In der Therapie wurde deutlich, dass sie krank geworden waren, weil Integrationsprozesse kontinuierlich verhindert wurden. Offensichtlich reichte der erkannte „Lebenssinn“ dieser Klienten nicht aus, um Integration zu ermöglichen.*

*Vielleicht war er nicht „weit“ genug, um den realen Zusammenhang zu erfassen? Vielleicht bezog sich der Klient auf einen fremden, übernommenen Sinn, der nicht seinem eigentlichen Ich entsprach? Vielleicht war es ein abgehobener, ferner Sinn, auf den sich das unmittelbare Erleben der Person nicht richten konnte? Vielleicht war die Person nicht frei und folgte einem „Unsinn“, der einen eigenen Fokus im Seinszusammenhang gebildet hatte?*

*In der Sozialarbeit trafen wir häufig auf Klienten, die sich die Sinnfrage nicht gestellt hatten. Hier war es weniger der pervertierte und mehr der mangelhaft ausgebildete oder fehlende Sinnbezug, der uns beschäftigte. Viele Klienten folgten spontan ihren Impulsen zur Selbsterhaltung und –durchsetzung, sie bewahrten ihre Existenz von einem Tag zum anderen, ohne sich dabei auf übergreifenden Sinn zu beziehen. Auch hier erkannten wir in der Therapie Störungen im Integrationsprozess. Häufig waren Entwicklungsdefizite die Ursache. Die Klienten hatten keine Chance gehabt, ihr Leben sinnvoll zu erfahren.*

Das Fazit vieler Erfahrungen war überraschend. Es schien keine Rolle zu spielen, ob eine Person an Sinn glaubte, ihn formulierte und ihn über ihr Leben setzte, oder ob sie sich über den Sinn des Lebens keine Gedanken gemacht hatte. In beiden Fällen kam es zur gleichen Störung im Integrationsprozess.

Wir erkannten: Nur der Sinn ist für Integration von Bedeutung, den die Person im jeweiligen Situationszusammenhang findet, und den sie dort als ihren Sinn begreift.

*Ein Klient lebte im ständigen Bewusstsein seiner Beziehung zu Gott, die von ihm Tag für Tag gepflegt wurde. Er kam mit einer schweren Angstneurose und entsprechender Depression. Es war ihm nicht möglich, seinen Gott im Detail, d. h., auf der Straße und am Arbeitsplatz zu finden.*

In der Therapie ging es niemals darum, einen vorformulierten Sinn in die Situation hinein zu nehmen. Der Klient musste lernen, Sinn im aktuellen Zusammenhang neu zu finden – vielleicht auch, ihn wieder zu erkennen und ihn als Teil seines übergreifenden Lebenssinnes zu verstehen.

Damit nahmen wir zunächst einmal Abschied von eigenen Sinn-Definitionen und konventionellen Sinn-Vorstellungen. „Sinn“ zeigt sich ganz anders, als wir angenommen hatten. Definitionsversuchen entzog er sich immer wieder, entfernte sich in neue, erweiterte Zusammenhänge oder verbarg sich in einem tiefer liegenden Detail. Trotzdem wollen wir das festhalten und beschreiben, was sich uns heute als „Sinn“ darstellt:

- Sinn zeigt sich als ein allgegenwärtiges Prinzip.
- Dem Sinnprinzip folgt alle Entwicklung.
- Alles, was in Erscheinung tritt, gestaltet sich nach ihm.
- Er wird in allen Lebensvollzügen realisiert.
- Erkenntnisprozesse vollziehen sich nach diesem Prinzip.
- Der Mensch kann das Sinn-Prinzip in seinem Bewusstsein abstrahieren und ihm einen Namen geben.
- Jeder im Sinn fokussierte Zusammenhang ist Teil eines übergreifenden Zusammenhanges. In ihm wird

der ursprüngliche Zusammenhang unter einer neuen Sinn-Definition verstanden. In dieser sind alle Teil-Definitionen aufgehoben.

So lebt der Mensch in einer Sinn-Hierarchie, die seinem Leben Richtung gibt – von jedem Entwicklungsimpuls hin zu einem allumfassenden Zusammenhang. Die Person entscheidet in jedem Augenblick, auf welchen Zusammenhang sie sich beziehen, welchem Sinn sie folgen will.

## Entwicklungsphänomene

Dem Sinnprinzip folgt sowohl die Entwicklung der Instinkte bei Tieren als auch die Entwicklung des Bewusstseins beim Menschen. Der Mensch wird „sinnfähig“, er hat die Möglichkeit, Zusammenhänge aus dem Strom des Geschehens herauszuheben, zu ihnen Stellung zu nehmen und sich sinngemäß zu verhalten. Für uns wird diese Fähigkeit deutlich, wenn das Kind seine Erkenntnisprozesse kommunizieren kann.

*Wir spüren einer ersten Sinnerfahrung in der Szene eines Kindes nach:*

*Wir sehen eine Straße im Frühling – Mütter mit Kindern – die Kleinsten im Kinderkarren.*

*Die Kinder fühlen sich geborgen in den vertrauten Grenzen ihres Wagens, aufgehoben in der Beziehung zu ihrer Mutter.*

*Sie sitzen mit offenen Augen, Ohren und Mund in einer Welt von Farben, Gerüchen und Geräuschen. Ein Kind erlebt die Welt, die an ihm vorüber gleitet: Alles fließt – im bunten Strom entstehen Wirbel – eine dichte*

*Masse erscheint am Horizont – überragt alles andere – ein Dunkel nähert sich, verändert seine Form - blitzschnelle Bewegungen zerreißen, zerstoßen die Welt – sie versinkt hinter dem Ungetüm – aus schwarzer Tiefe grollt es – zwei leuchtende Augen erscheinen. Aber da ist die Stimme der Mutter über allem, da ist die warme Hand der Mutter über der eigenen – Vor den Augen nur noch ein warmes Dunkel, an der Hand ein weiches Gefühl – geschmeidig und feucht streicht eine Zunge über die eigene Wange, ein aufregend neuer Duft – Immer dichter werden die Eindrücke abgebildet – das Herz klopft, aber die Stimme der Mutter schafft Distanz – von dort ein lauter Ton und nur noch dieser raue Ton, kurz und heftig – in ihm werden Bilder zur Gestalt, zu einem fassbaren Gegenüber – Das Kind streckt seine Finger aus und sagt, „wau, wau!“*

Im Mittelpunkt der Szene sehen wir einen Menschen, eingebunden in vielschichtige Zusammenhänge.

- Das Kind bewegt sich im Zusammenhang der Dinge, die ein Straßenbild schaffen.
- Es wird einbezogen in das soziale Netz vorübereilender Menschen und bewahrt im Familiensystem, das von der Mutter repräsentiert wird.
- Das Kind lebt in einem vielfältigen Naturzusammenhang, aus dem ihm ein Hund entgegenspringt.

- Es blickt in das Licht, es atmet Luft, es fühlt die warmen Sonnenstrahlen, es wird berührt von kosmischen Zusammenhängen.
- Das Kind wird in einer Kinderkarre gefahren, einer technischen Konstruktion; vier Räder unter vielen Rädern eines komplizierten soziokulturellen Zusammenhanges.
- Das Kind ist umgeben von einer Flut von Tönen, sie bilden Strukturen, sie werden zur Sprache, einem Medium, in dem sich geistige Zusammenhänge spiegeln.

Die Zusammenhänge in einer Lebensszene existieren nicht isoliert voneinander. Für den Menschen verbinden sie sich in einem umfassenden Funktionszusammenhang zur Realität. „In“ dieser Realität lebt die Person. Aus ihr empfängt sie Impulse, in ihr kann sie handeln. Hier erlebt sie das Außen, das sie umgrenzt und Begegnungen, die ihr Geborgenheit und Freiheit geben. Dieser Funktionszusammenhang fängt ihre Existenz ein, er trägt ihr Dasein und definiert ihr Sosein. Er wird zu ihrem Seinszusammenhang.

Die Erfahrung einer Person reflektiert ihren eigenen Seinszusammenhang. In unserem Beispiel wird der aktuelle Seinszusammenhang des Kindes im „Wauwau“ fokussiert.

## Fremddefinitionen

Wir erleben, dass der Mensch (im Beispiel: das Kind) von unterschiedlichen Definitionen aus verschiedenen Bereichen seines Seinszusammenhangs betroffen wird, und wir



erkennen Turbulenzen im Schnittpunkt dieser Definitionen: Im Naturzusammenhang erscheint das Kind als eines der höchst entwickelten Lebewesen, in kosmischen Zusammenhängen unter Umständen als ein belangloses Detail. Im sozialen Zusammenhang verkörpert sich im Kind das entwicklungsbedürftige „Kleine“, in geistigen Zusammenhängen kann „Kindsein“ zur erlösenden Qualität werden. In unserer Straßenszene ist das Kind für viele Passanten eine beliebig auswechselbare Person, für seine Mutter ist es vielleicht das Zentrum ihrer Liebe. Die Reihe unterschiedlicher Definitionen ließe sich beliebig fortsetzen.

*In jedem Seinszusammenhang gibt es eine Vielzahl möglicher Definitionen. Sie ergänzen sich, bündeln sich, widersprechen sich und heben sich gegenseitig auf. Sie verändern ständig das Bild vom Menschen. Sie geben der Person einen wechselhaften, flüchtigen Wert und machen sie zum irritierten Objekt in einer irritierenden Welt.*

## Sinnfähigkeit

Als Objekt kann der Mensch nicht überleben, denn er ist nicht durch Instinkte in die Welt eingebunden. Er muss lernen, ihre Zusammenhänge zu erkennen, sich seiner eigenen Person bewusst zu werden, um dann immer von neuem den Platz in der Welt zu finden, an dem er leben kann. Schon in frühester Kindheit beginnt er, im Rahmen seiner entwicklungsbedingten Funktionsreife Ausschnitte aus Zusammenhängen zu erfassen, im Bewusstsein zu fokussieren und sich Sinn erfahrend zu Eigen zu machen.

Zur Veranschaulichung greifen wir auf die Kinder-Szene zurück.

Das Kind wendet sich der Welt zu, offen für die Fülle ihrer Impulse. Doch die Kraft seiner Muskeln schränkt seinen Ausgriff ein. Sein Horizont bleibt eng. Die Öffnung seines Mundes ist zu klein, um alle Gegenstände aufzunehmen und auszukosten. Das Kind ist vor Überflutung durch das Außen geschützt, nur ein Ausschnitt des großen Zusammenhanges, ein Teil der Szene wird durch seine Sinnesorgane zugelassen.

Aus der Tiefe seines Blickfeldes kommen Impulse, setzen Reize, werden zur Erregung, ordnen sich im Bewusstsein zu Zusammenhängen, entwickeln sich zu Bildern und formen Gestalten. Im Kind hat sich das Außen abgebildet als eine Welt, die seinen Grenzen, der Qualität seiner Sinnesorgane, der Kapazität seiner Hirnfunktionen, kurz: den Möglichkeiten seiner individuellen Entwicklung als Mensch entspricht. Dieser Prozess ist voller Dynamik. In ihm verdichtet sich ein großer, duftender, tönender, sich bewegendender Zusammenhang von hoher, durch die Sinne wahrnehmbarer Qualität. Erregung wird zur Faszination und aktiviert das Ich des Kindes. In einem Akt umfassender Zentrierung wird aus einem Funktionszusammenhang des Außen in der Begegnung mit den Impulsen des Innen ein erkennbarer Fokus, eine begreifbare Gestalt.

Jetzt wird das Kind zum handelnden Subjekt. Es kann zulassen, dass ihm dieser Fokus entgleitet, sich auflöst zu flüchtiger, sinnlicher Qualität. Es kann diesen Fokus festhalten, indem es für dessen Bedeutung einen Ausdruck findet.

*Immer dann, wenn der Mensch einen Funktionszusammenhang zentrieren, wenn er seine Beziehung zu ihm definieren kann und einen Ausdruck für diesen Prozess finden kann, sagen wir, „er ist sinnfähig“.*

Sinnfähigkeit hat das Kind seinen „Wauwau“ finden lassen. Mit ihm ist sein Leben sinnvoller geworden, das vierbeinige Tier auf der Straße ist nicht der „Hund“ aus dem fremden Zusammenhang eines Bilderbuches. Es ist auch nicht der vorformulierte „Wauwau“ aus dem schützenden mütterlichen Zusammenhang. Das „Wauwau“ des Kindes gibt einer Erscheinung im Seinszusammenhang einen Sinn, der dem Kind entspricht.

Unsere Kultur ist eine Welt voller vorformulierter Sinn-Definitionen. Sie werden in der Kindheit übermittelt, in der Schule gelehrt, im Studium gefordert, in Büchern festgehalten und im Arbeitsleben gesetzt. Sie machen den Menschen zum Objekt allgemeiner Zusammenhänge. Nur dann, wenn der Mensch (dem Kinde gleich) einen eigenen Zusammenhang fokussiert und ihm (dem Wauwau entsprechend) seinen eigenen Ausdruck gibt, findet er Sinn.

*Immer dann, wenn sich eine Person auf einen eigenen Sinn bezieht, wird sie zum handelnden Subjekt. Als sinnbetroffenes Objekt und sinnerfassendes Subjekt erlebt sie sich einbezogen in die Welt. In diesem doppelten Sinnbezug erfährt sie ihre Identität.*

## Eigener Sinn

In eigenen Seinszusammenhängen erfährt die Person unter dem jeweiligen Sinn ihre Selbstdefinition. Auf sie kann sie die

Fülle unterschiedlicher Fremddefinitionen, die die Welt für sie bereithält, zurückführen. Nur unter eigenem Sinn wird die Person unabhängig von den Wertzuschreibungen durch andere. Hier weiß sie sich als einmaliger und damit unersetzlicher Funktionsträger für Sinn und Leben in der Welt.

Doch der aktuelle Seinszusammenhang ist Teil eines größeren. Der gefundene Sinn steht unter einem umfassenderen.

Der Seinszusammenhang einer Person ist ein offenes System, offen für Informationen aus der Welt und für Eingaben der Person. Am Anfang eines Lebens wird, wie in unserem Beispiel, Nahe liegendes in der Umwelt erfasst und unter einfachen Sinnprinzipien einander zugeordnet. Der Funktionszusammenhang ist leicht durchschaubar, seine Grenzen bleiben erreichbar und sein übergeordneter Sinn leuchtet unmittelbar ein. Mit der Entwicklung der Person „wächst“ ihr Seinszusammenhang. Er erweitert seine Grenzen in die Welt hinein. Mit jeder neuen Information wird sein Funktionsnetz dichter. Aus neuen Verknüpfungen ergeben sich für die Person unerwartete Fokussierungen. Es wird immer aufwendiger, sie alle in einem umfassenden Sinn zu begreifen.

Die Entwicklung einer Person und die Erweiterung ihres Seinszusammenhangs entsprechen sich also. Beide sind durch den gleichen Integrationsprozess und dessen immanentes Sinnprinzip miteinander verbunden.

Integrationsprozesse folgen einem lebendigen Rhythmus. Sie sind nicht vorstellbar ohne Phasen des Verlustes von Orientierung. In ihnen erlebt die Person, dass Grenzen undeutlich werden und sich vernebeln, dass Funktionsnetze sich verwirren und auflösen, und dass ihr Sinn in eine Dimension entückt, die das Bewusstsein (noch) nicht erreichen kann. Die Person verliert ihre Sicherheit, vielleicht erlebt sie existentielle Angst.

Doch sie lernt im Laufe ihres Lebens in Gelassenheit dem Wechsel der Integrationsimpulse zu folgen. Aus Desorientiertheit entwickelt sich ein erweitertes Bewusstsein. Neue Grenzen zeichnen sich ab, veränderte Strukturen werden deutlich, und in und über allem erscheint Sinn in ursprünglicherer, tieferer, umfassenderer Qualität.

So erschließt sich die Person aus der Vielfalt der Welt ihr Leben lang ihren persönlichen Seinszusammenhang, in dem sich ihr Eigentliches Ich auf den ihr wesentlichen Sinn, den Sinn, der ihrem Wesen entspricht, beziehen kann. Nur in einem solchen fließenden Gleichgewicht kann die Person ihre „Integrität“ bewahren und sich entwickeln.

## Fazit

Die Reflexion unserer therapeutischen Arbeit hat zu einer bestimmten Auffassung von „Sinn“ geführt. Nun fragen wir uns: Werden dadurch mitgebrachte Sinn-Vorstellungen verändert? Werden sie ergänzt, erweitert oder fortgeführt? Oder zwingen uns Widersprüche zu Korrekturen? Um Auseinandersetzungen zu erleichtern, ziehen wir ein Fazit aus unseren Erfahrungen und Überlegungen.

Das menschliche Bewusstsein nimmt „Sinn“ vielfältig wahr:

- Es erkennt „Sinn als Prinzip“, das sich in jedem Lebensimpuls widerspiegelt.
- Es zentriert „Sinn“ im wahrgenommenen Zusammenhang und gibt dem Fokus einen Namen.
- Es erlebt den Sinn als Öffnung eines Zusammenhangs (vielleicht auch als „Offenbarung“), durch die Person und Welt in einem neuen Zusammenhang entworfen werden.

Für unsere Auffassung finden wir Parallelen. Wir sehen uns u. a. bestätigt von Carsten Bresch („Zwischenstufe Leben“, 1979), der seine Evolutionsphilosophie auf naturwissenschaftlichen Erkenntnissen aufbaut. Bresch zufolge wird Leben in der Definition von Integration fassbar. Integration wiederum findet nach ihm ihre Richtung im sinnvollen Prinzip.

Nur wenn die Zelle dem Sinnprinzip folgt, entwickelt sie sich „im Sinne“ ihres Zellverbandes, des Organs, des Organismus und seines Lebenszusammenhanges.

Wir nehmen an, dass das Leben des Menschen in der Einheit jeder einzelnen Zelle, in der psycho-physischen Ganzheit seiner Person und in der Begrenztheit seiner Seinszusammenhänge sich nach einem gemeinsamen Sinnprinzip gestaltet. Wir entdecken es im Außen: in materiellen und funktionellen Strukturen ebenso wie im sozialen Beziehungsgeflecht. Wir finden es in der Person ruhend und in ihrem Bewusstsein aufleuchtend. Wesentlich für einen Menschen ist, dass ihm „sein Sinn“ in „seiner Zeit“ in „seinem Raum“ gegenwärtig ist, in lebenserfüllender, richtungsweisender Klarheit.

## 4. Integration Fragen

- Integration: Was?  
Wann, wo, wie?  
Warum, wozu?  
Woher, wohin?
- Integration: Ein naturwissenschaftlich definierbarer Prozess?  
Ein philosophisches Denkmodell?  
Ein alltägliches Erlebnis?
- Integration: Ein Terminus, in dem sich neues Begreifen spiegelt?  
Eine existentielle Erfahrung, aus der zu allen Zeiten menschliche Weisheit entspringt?

Heute wird viel über Integration geschrieben, aber die Definitionen bleiben auf Teilaspekte beschränkt, und theoretische Aussagen und Erfahrungsberichte zeigen sich zurückhaltend. Wir haben in therapeutischen Prozessen Integration erlebt; wir haben sie im Menschenbild einzufangen versucht und sogar ein therapeutisches Konzept nach dem Phänomen der Integration entwickelt und benannt. Aber uns geht es wie anderen: allzu leicht entzieht sich die erfahrene Realität von Integration ihrer überzeugenden Darstellung.

*Vielleicht sollten wir dem Beispiel des Chefarztes einer norddeutschen Universitätsklinik folgen.*

*Er stand vor dem Rätsel eines unerwarteten Heilungsprozesses nach schwerer psychosomatischer Erkrankung eines 18jährigen Mannes. Die Heilung ergab sich im Zusammenhang mit psychosozialer Arbeit in einer friesi-*

*schen Bauernfamilie. Tonbandaufnahmen, die den Prozess festhielten, zeigten deutlich „Integrationsintervalle“, „Integrationsmomente“ und entsprechende Veränderungen in der Person des Klienten und dem sozialen Feld seiner Familie.*

*Die medizinischen Untersuchungen bestätigten die Heilung des Klienten im somatischen Bereich. Der Arzt ließ sich vom Klienten den Therapieablauf schildern und bildete daraus seine eigene Meinung: „Ach was, den Quatsch glaube ich nicht, das ist einfach ein Wunder!“*

Es bleibt die Frage, wieweit es uns gelingen kann, über diese Auffassung hinaus Integration zu beschreiben. Im Folgenden werden wir dieses „Wunder“ der Integration einkreisen. Wir werden Bedingungen suchen, die es ermöglichen, Momente, in denen es sich vollzieht, Wirkungen, die es konstituieren, und theoretische Zusammenhänge, in die es sich einordnen lässt.

## Integratives Verständnis im Wandel

Eigentlich müssten wir fortfahren: „...im Wandel unserer Erfahrungen und Erkenntnisse“. Denn es war ein langer Weg, auf dem sich uns Integration erschloss. Er führte von der Peripherie therapeutischen Handelns in das Zentrum lebendiger Entwicklungsprozesse. Im Folgenden werden wir diesen Weg skizzieren, zum besseren Verständnis für alle, die heute integrative Therapie bzw. Methodenintegration unter unterschiedlichen Aspekten vertreten.



In den sechziger Jahren suchten wir in der Arbeit mit miteinander sich ergänzenden Methoden Eklektizismus zu überwinden.

1971 führten wir in einer ersten Veröffentlichung den Terminus Integration ein: „Integration – ein Weg zu neuer Methodik in der Sozialarbeit“.<sup>1</sup> Der Begriff kündigte ein Programm an, schuf einen Rahmen, beschrieb einen Weg und setzte ein Ziel. Wir verbanden Methoden verschiedener therapeutischer Schulen zu neuen Einheiten, so, wie es der konkrete Fall erforderte. Jeder Klient hatte spezifische Eigenarten, Welt aufzunehmen und auf sie zu reagieren. Jeder Klient folgte den aktuellen Möglichkeiten seiner individuellen Entwicklung, blieb eingebunden in seinen sozialen Zusammenhang und nur in ihm erreichbar. So hatte jede Situation ihre eigene Chance, die nur mit den ihr entsprechenden Mitteln „erfolgreich“ wahrgenommen werden konnte. Doch was bedeutet in diesem Zusammenhang Erfolg? Wir sahen ihn in der Möglichkeit des Klienten, auf Reize von außen mit Reaktionen zu antworten, die einen therapeutischen *Circulus vitalis* anstießen und förderten.

Ein therapeutisches Konzept allein konnte diesen variablen Forderungen nicht gerecht werden. Darum arbeiteten wir damals ähnlich wie Kollegen, die heute das Konzept ihrer Schule im Interesse des Klienten ausweiten und mit Methoden anderer Schulen verbinden. Bei aller Effektivität eines solchen

---

<sup>1</sup> Hanna E. Schumann, „Integration – ein Weg zu neuer Methodik in der Sozialarbeit“, veröffentl. durch: Der Senator für Familie, Jugend und Sport, Berlin. Copyright: Hanna E. Schumann 1971.

Vorgehens blieb und bleibt uns der Verdacht, dass hierbei Integration leicht mit Pluralismus verwechselt werden kann. Für uns gilt: Integrative Therapie entsteht nicht im Nacheinander und auch nicht im gleichzeitigen Nebeneinander verschiedener therapeutischer Möglichkeiten: nicht in ihrer Ergänzung, nicht in der „homöopathischen Verreibung“ feinsten Teile und einzelner Ingredienzien.

*Integration ist ein Prozess zu einem neuen Ganzen, das sich aus Auflösung und Wandlung des Bisherigen ergeben kann.*

In der Veröffentlichung von 1973 gaben wir dem KIM seinen Namen: „Das Konzept Integrativer Methodik in Sozialarbeit und Therapie“.<sup>1</sup> Wir waren dem Prinzip näher gekommen. Wir entdeckten es in Funktionszusammenhängen, in denen sich Person und Welt begegnen, und in Abläufen, denen die Entwicklung folgt. Diese Entwicklungsprozesse konnten wir erkennen und in der Therapie nachvollziehen. Wir begannen, therapeutische Funktionsabläufe zu beschreiben und gaben ihren einzelnen Abschnitten sinngabende Bezeichnungen, die Termini der Zentralfunktionen. Die Arbeit mit dem KIM gab und gibt damit Therapeuten die Möglichkeit, unter einem wahrgenommenen Sinn mit Hilfe beliebiger Mittel ein therapeutisches Setting zu schaffen, in dem der Klient bestimmte Entwicklungsprozesse vollziehen kann. Hier erlebt er in der Begegnung von Person und Welt, von Ich und Seinszusammenhang im Rahmen von Therapie Integration.

---

<sup>1</sup> „Das Konzept Integrativer Methodik in Sozialarbeit und Therapie“, 1973, s. o.

Als 1980 das Buch „Gezielt helfen“<sup>1</sup> erschien, waren wir bereits auf dem Wege, Integration im Menschenbild zu erfassen.

## Integrationsablauf in Zeitlupe

Wir hatten uns oft gefragt, warum es so langwierig und so schwierig war, uns dem zu nähern, was sich im Zentrum unseres Anliegens verbarg, dem Ursprung der Lebendigkeit. Denn jeder Klient, der uns begegnete, lebte, das bedeutet, er erfüllte alle Voraussetzungen zur Integration. Da wartete das Eigentliche Ich mit der Fülle seiner Möglichkeiten auf Verwirklichung. Da lebte die Person in der Welt, im Schnittpunkt ihrer Seinszusammenhänge, aus denen sie von Impulsen betroffen wurde; da war ihr Bewusstsein bereit, diese Impulse aufzufangen und dem Ich entgegenzurichten. Da konnte es zu Begegnungen kommen zwischen Ich-Impulsen und Seins-Impulsen. Und im Schnittpunkt dieser Begegnungen immerwährende und immer neue Chancen zur Integration.

Und doch ergaben sich inmitten dieser Chancen unvorhersehbare Situationen, die sich unserer Einflussnahme entzogen. Unvermutet gerieten Klienten in einen Zustand großer Hilflosigkeit: Möglichkeiten, Mittel und Kräfte schienen erschöpft, das Problem unlösbar, die Lage aussichtslos – eine Sackgasse! Ebenso überraschend erlebten wir Sternstunden der Therapie. Sie öffneten einen Raum, in dem sich Lösungen in Einfach-

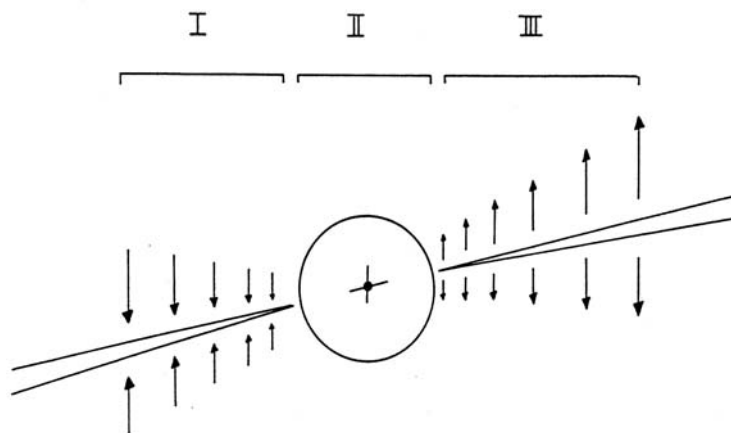
---

<sup>1</sup> Hanna E. Schumann, „Gezielt helfen“. Pragmatische Sozialtherapie. Rowohlt 1980.

heit anboten, in Klarheit gestalteten und mit Leichtigkeit erfasst werden konnten – eine neue Ebene! Nicht selten lagen diese Erfahrungen dicht beieinander, folgten unmittelbar aufeinander oder verschmolzen ineinander.

Sackgasse und neue Ebene bildeten einen Zusammenhang, in dem sich schöpferische Prozesse zu konzentrieren schienen. Dieses Konzentrat wollen wir im Folgenden betrachten. Das Bewusstsein unserer Klienten macht es möglich, aus der all-gemeinüblichen Zeiterfahrung in eine Zeitdehnung überzuwechseln. Durch die Augen unserer Klienten erlebten wir in Zeitlupe den Integrationsmoment als dynamischen Ablauf. In ihm entdeckten wir drei Intervalle. Sie unterscheiden sich grundsätzlich nach der Gerichtetheit ihrer Dynamik und der Qualität der damit verbundenen Sensationen. Die Einfachheit der folgenden Skizze bitten wir als vorläufige Demonstrationsmöglichkeit zu akzeptieren.

Die Linie folgt dem Prozessablauf, der sich in dreidimensionaler Darstellung als Spirale zeigen würde. Dieser Prozess vollzieht sich im Spannungsfeld zwischen Seins-



dimension und Ichdimension.

Im ersten Intervall (I) kommen Impulse aus der Ichdimension und Seinsdimension aufeinander zu.

Im zweiten Intervall (II) kommt es zur Begegnung, in der sich Impulse der Innen- und der Außendimension, aus Zeit- und Raumerfahrung in einem ideellen Punkt treffen und sich aufheben.

Im dritten Intervall (III) entfalten sich die Dimensionen neu und schaffen auseinanderstrebend ein lebendiges Spannungsfeld auf einer höheren Ebene der Spiralenrundung. Auf ihr findet der Klient seine neue Identität. Der Prozess kann von neuem beginnen.

Weg in die Sackgasse...

Wunder aus dem Nichts...

Identität auf neuer Ebene...

...wenn wir diesen Themen folgen, ist es, als ob alte Weisheit lebendig würde, Märchen sich realisierten, Glaubensinhalte Gestalt annähmen. Gern würden wir uns von der Faszination der Bilder und der Kraft ihrer Dynamik mitnehmen lassen. Doch in der Begleitung unserer Klienten lernten wir eine neue existentielle Bedeutung von Distanz kennen. Distanz war eine Voraussetzung, unter der Integration erfahrbar wurde. Unmissverständlich vernahmen unsere Klienten in entsprechenden Szenen die Forderung: „Tritt zurück!“ Auch wir werden dem Prozess in distanzierter Berichterstattung folgen.

## Weg in die Sackgasse

Auf diesem Weg sind wir vielen Klienten gefolgt. Am anschaulichsten erlebten wir ihn in der Szene, wenn er Klienten aus der Fülle von Seinsbewusstsein und Ich-Erfahrung in die Ohnmacht integrativer Wandlung führte.

*Der Klient hat uns auf eine imaginative Reise mitgenommen. Vor ihm breitet sich das Land, rundet sich das Meer zum Horizont, verschmelzen Himmel und Erde im Unendlichen. Der Klient hält inne und wird sich seines Daseins im Hier und Jetzt bewusst.*

*Nun will er seinen Weg fortsetzen. Verschiedene Möglichkeiten bieten sich ihm an. Schließlich vertraut er seinem Gefühl, das ihn in eine bestimmte Richtung weist.*

*Schon bald beginnt ein Abstieg, Hügel verstellen die Aussicht und Bäume schieben sich vor den Himmel. Der Weg wird schmal, Kurven lenken ihn ins Ungewisse. Nebel dämpfen die Töne und verdichten sich zur Dämmerung. Desorientiert und hilflos wird der Klient einem unbekanntem Ziel entgegengeführt. Plötzlich geht es nicht mehr weiter: Vielleicht fällt ein steiler Hang in die Dunkelheit einer Schlucht; vielleicht ist dort ein schwarzer See, der lichtlos alles Lebendige auffängt; vielleicht ist es auch die unergründliche Tiefe eines Brunnens, in der sich der Weg verliert.*

*Ratlos steht der Klient am Ende seiner Möglichkeiten. Existentielle Ängste erwachen, durchfluten ihn und nehmen ihn gefangen. Und ein Klient sagte: "Das ist wie ein ‚schwarzes Loch‘."*

Derartige Prozesse werden in der therapeutischen Realität in vielfachen Variationen erlebt. Sie lassen sich sowohl in Ge-

sprächsabläufen als auch in zeichnerischen Analogien wiederfinden und nachvollziehen. Ein Therapeut, der seinem Klienten in die Sackgasse gefolgt ist, wird sich seiner Machtlosigkeit bewusst. Er weiß, dass der Klient an einer Schwelle steht, die nur er allein überschreiten kann. Der Klient muss Abschied nehmen vom kontrollierten Dasein im Hier-und-Jetzt, von der Lebendigkeit seines Gefühls, in dem er Welt empfängt, Abschied auch von seinen Willensimpulsen, mit denen er Welt zu gestalten sucht. Das alles verliert der Klient in der Ohnmacht des „Nicht-Seins“. Nur eine vage Hoffnung tauscht er für die Gewissheit zu leben. Ist es verwunderlich, wenn den Menschen an dieser Stelle Todesängste berühren, wenn ihn Todessehnsucht streift?

Wir erkannten, wie eng die Todeserfahrung in den Integrationsprozess eingebunden ist und in ihm aufgehoben wird.

## Wunder aus dem Nichts

Es ist schwer, sich einen Moment vorzustellen, in dem alle Impulse aufeinander zustreben, gleichzeitig ineinander fallen und im Zentrum dieses Ereignisses aufgehoben werden – ein Moment ohne Zeit, ohne Raum, ohne Sein. Es ist ein Moment, von dem Menschen sagen: Nichts ist! Wir greifen diesen Ausdruck auf und gebrauchen ihn im Sinne moderner Physiker als Nichts, das zugleich Alles ist.

Unser Klient steht vor einem solchen Moment und wir bemerken nacheinander Zweifel, Widerstand, Mut, Absence und schließlich Wandel im Spiegel seines Verhaltens.

*In der imaginativen Szene ist der Klient am Ende seines Weges angelangt, am Rande einer Schlucht, eines Sees, eines Brunnens. Er sieht sich um und erkennt, dass es kein Zurück gibt. Noch sucht sein Fuß einen sicheren Platz, seine Hand einen festen Halt, sein Auge einen Punkt zur Orientierung. Einerseits möchte der Klient seine Existenz bewahren, andererseits zieht es ihn vorwärts, dem Wagnis entgegen. Er weiß: „Nur in dieser Schlucht finde ich meine Freiheit.“*

*„Wenn ich im Wasser versinke, finde ich Leben.“*

*„Ich springe in den Brunnen und das ist der Tod, das ist auch meine einzige Chance.“*

*Noch bleibt der Therapeut ein verlässlicher Begleiter. Die Wärme seiner Hand, die Gelassenheit in seiner Stimme übermittelt Vertrauen. Er folgt dem Klienten, er spürt dessen Entschluss und hört verklingende Sätze.*

*Nun verlässt der Klient den Therapeuten, vielleicht in einer kurzen psycho-physischen Absence.*

*Für den Therapeuten folgt ein Augenblick von Erschöpfung, der ihn allein in der Sackgasse zurückbleiben lässt.*

Uns zeit/räumlich orientierte Menschen überrascht es immer wieder, wie nahe Sein, Nichtsein, Neues Sein beieinander liegen. In der Therapie erleben wir diesen Zusammenhang häufig als einen „Zeitsprung“, der den Klienten auf eine neue Ebene bringt. Nur wenigen Menschen ist es vergönnt, eine wirkliche Grenzerfahrung zu machen, und es fällt ihnen schwer, davon zu reden.



*„...Es war, als ob Himmel und Erde aufeinander zurasteten, ineinander fielen, in einem wirbelnden Nebel verdampften...“*

*„...Ich sah, wie das Zentrum meines Seinszusammenhanges näher kam, riesengroß wurde. Aus ihm lösten sich Farben, Formen, Töne und schwebten in die Tiefe. Aber die Erde kam ihnen entgegen. Aus ihr wuchsen seltsame Gebilde, wie gewaltige Wurzeln, nein, wie riesengroße Hände – beides begegnete sich – es entstand etwas Neues. Nach und nach verwandelte sich alles, es gab immer wieder hohe Wellen. Aber dann wurde es ruhig. Der Himmel zog sich zurück, und ich lag auf einer weiten Ebene und fühlte Sonne und Wind auf meinem Gesicht.“*

Vor einigen Jahren wagten wir noch nicht, derartige Erfahrungen in den exzentrischen Bildern unserer Klienten zu veröffentlichen. Vor dem Hintergrund moderner physikalischer Forschung fällt es leichter, Undeutbares und Unaussprechliches in seiner vorläufigen Gestalt festzuhalten. Wer wie wir Mut dazu braucht, dem empfehlen wir als Anstoß einen Aufsatz von Breuer: „Ein Anfang und kein Ende“.<sup>1</sup> Wenn hier ein schöpferisches Moment in einer Zeit von 0.000 000 000 000 000 000 000 000 01 Sekunden errechnet wird, dann danken wir unseren Klienten, die uns an diesen Moment in ihren Zeitlupenaufnahmen heranführten.

---

<sup>1</sup> GEO, Nov. 88: „Ein Anfang und kein Ende“, Dr. Richard Breuer

## Identität auf neuer Ebene

Das dritte Intervall scheint mit einer Flucht der Erscheinungen und ihrer Neuorientierung zu beginnen. Seinszusammenhang sammelt sich unter neuem Sinn, Ich-Impulse gestalten Eigenliches Ich, Zeit und Raum ordnen sich in gegensätzlichen Bewusstseins-Dimensionen. Wieder entstehen Spannungsfelder. In ihnen sucht die Person ihre Balance. Sie muss ihre Gegenwart im Hier und Jetzt erkennen, sie muss zwischen Ich-Fokussierung und Seins-Zentrierung eine Mitte finden, kurz, sie muss sich ihrer Identität neu bewusst werden.

Mit dieser Feststellung könnten wir die Theorie zum Integrationsmoment abschließen. Doch die lebendige Entwicklung des Klienten lässt uns noch nicht los, sie nimmt uns ein Stück auf seinen neuen Weg mit.

*Integration, die in einem Funktionszusammenhang geschieht, bleibt niemals auf Ort und Zeit des momentanen Ereignisses beschränkt. Sie erreicht und verändert stets das Ganze. Das gilt unabhängig von der Tiefe und der zentralen Bedeutung des Bereiches, in dem sie primär ausgelöst wurde.*

Uns drängt sich hierzu ein Bild auf: Manchmal bemerken wir erst an den Uferwellen eines Sees, dass in seiner Mitte ein Ereignis stattgefunden hatte (ein springender Fisch, ein fallender Anker, ein verlorener Stein.) Es brauchte Minuten, bis die Bewegung in konzentrischen Kreisen das Ufer erreichte und es veränderte, bis Wasser aufspritzte und in einer Gegenbewegung zurückflutete, bis Dünung aufkam und sich langsam ausglich.

So erreicht auch der Integrationsprozess des Klienten die Grenzen seiner Person, berührt die Welt, schafft Unruhe, trifft auf andere Personen, wird von ihnen aufgenommen und zurückgeworfen.

Das folgende Beispiel zeigt, wie eine Person in weit ausholender Bewegung interpersonale Veränderung in einer letzten „Integrationswelle“ einbezieht und damit auch im sozialen Netz ihre Identität findet. Wir begleiten eine junge Frau in ein Fortbildungsseminar. Hier erlebt sie in einer Gruppe, wie sich Selbst-Bewusstsein und Ich-Erfahrung zu neuer Identität verbinden.

Theoretischer Vorspann:

- Kein Mensch kann einem anderen sagen, wie dessen eigentliches Ich beschaffen ist.
- Kein Mensch weiß, ohne die Mitteilung anderer, wie sich sein „Selbst“ in der Welt darstellt. Nur Außenstehende erleben die Funktionen, die es erfüllt, können Formen der Funktionen erkennen und beschreiben und ihnen spezifischen Wert im vermaschten Netz sozialer Zusammenhänge zuschreiben.
- Im Bild der anderen, d. h. im Fremdbild, kann die Person von ihrer Selbst-Gestaltung erfahren und sich ihres „Selbst-Bildes“ bewusst werden.
- Es ist unmöglich, im Dualismus von Selbst-Erfahrung und Ich-Erfahrung Sicherheit zu gewinnen. Beide warten darauf, sich im Integrationsprozess zu begegnen.

Erfahrungen:

*Die Teilnehmer einer Gruppe finden ihren gemeinsamen Sinn. Dabei erleben sie sich als „Wir“. Nun suchen sie*

*die Bedeutung der einzelnen Gruppenmitglieder als „Funktionsträger“ für das Wir zu erarbeiten.*

*Claudia ist an der Reihe. Sie bleibt passiv, während die Gruppe das Bild ihres Selbst erarbeitet. Langsam nimmt es Gestalt an, gibt seine Funktionen zu erkennen, präsentiert seinen Wert.*

*Die Gruppe ist von der Arbeit erschöpft und befriedigt vom Ergebnis. Das Bild stimmt. Claudia ist in der Wirklandschaft ein Baum, ein ganz besonderer Baum. Sein dicker Stamm verspricht Sicherheit. Knorrige Äste verschlingen sich zur Krone, schutz- und schattenspendend. Ausladende Wurzeln ankern in der Erde und schaffen Zusammenhang.*

*Claudia ist betroffen. Ihre Gefühle sind ambivalent. Sie akzeptiert das Gefühl der Standfestigkeit, erkennt aber gleichzeitig dessen Begrenztheit. Sie weiß um den Schutz der dichten Krone, aber sie sehnt sich nach Öffnung, nach Licht. Gibt es nicht eine tiefere Wahrheit?*

*Nun wartet der Baum auf die Begegnung mit der Gestalt des Eigentlichen Ichs. Claudia hat Herzklopfen. Sie möchte beide Gestalten bewahren. Spontan will sie eingreifen, doch ihr Eigentliches Ich lächelt ein wenig spöttisch und zugleich sehr liebevoll. Seine Geste bedeutet: „Claudia, bleib zurück!“*

*Das Eigentliche Ich nähert sich dem Baum, geht um ihn herum, berührt seinen schrundigen Stamm, umfängt ihn mit seinen Armen und bettet seine Gestalt in seine Rinde. Und der Baum antwortet mit einem Zittern.*

*Seine Äste bewegen sich, ziehen sich aus ihrer Verschlingung, strecken sich, dehnen sich und spielen mit*

*dem Wind. Ein Lichtstrahl gleitet am Stamm entlang zu den Wurzeln. Sie rühren sich und lockern das Erdreich. Ein Beben gleich einem Lachen schüttelt den Baum. Weit holen seine Äste aus und heben ihn auf rhythmischen Schwingen durch die Luft. Sanft landet er vor Claudia, bereit, Wurzeln zu schlagen, bereit zu fliegen.*

*Claudia ist tief beeindruckt. Niemand aus der Gruppe weiß, dass ihre Kindheit von körperlichen Behinderungen überschattet war. Selbst als erfolgreiche Frau, Mutter und Sozialpädagogin trägt sie unbewusst noch immer die Bürde früherer Erfahrungen. Claudia erkennt das im Spiegel ihrer Selbst-Gestalt. Doch ihr Eigentliches Ich konnte die Gebundenheit des Baums verwandeln. Im Ich-Selbst erlebt Claudia neue Identität.*

*In der Pause sehen wir Trainer, wie Claudia leichtfüßig und beschwingt erhobenen Hauptes die Treppe hinaufgeht.*

Integration – in diesem Terminus suchen wir das Wunder des Lebens einzufangen. Doch er gleicht einer Hülle, die nur in Sternstunden etwas von dem Geheimnis, das in ihr wirkt, freigibt. Hat der Genforscher E. Chargaff recht, wenn er sagt: „Ich glaube nicht, dass wir jemals eine ausreichende Definition dessen, was man lebendig nennt, besitzen werden. Dazu sind wir selbst zu lebendig. Kann ein Kreis seinen eigenen Mittelpunkt bestimmen? Wenn er es könnte, wäre er kein Kreis.“<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> GEO, Nov. 88: „Leben, ich kenne dich! Du bist mehr als DNA“, Erwin Chargaff.

## Eine Antwort?

Wir haben die Ausführungen zur Integration mit Fragen begonnen. Bleiben wir am Ende ohne Antwort, gefangen in einem Kreis, dessen Grenzen uns zurückweisen, bezogen auf eine Mitte, die wir nicht kennen?

Vor unseren Augen entsteht das Bild einer Zelle. Sie kennt nicht den Zellverband, dem sie angehört, nicht das Organ, nicht den Organismus, nicht die psychophysische Einheit der Person, in deren Zusammenhängen sie lebt. In ihrer Begrenztheit ahnt die Zelle nichts von der Welt der Person, nichts vom Eingebundensein in den Kosmos. Und doch folgt ihre Lebendigkeit einem Prinzip, das sie in dieser Hierarchie von Zusammenhängen hält, unverzichtbar für das Leben des Ganzen. Die Zelle kann nicht zweifeln an dem Prinzip. Sie kann dessen Sinn nicht erkennen, ihn nicht bejahen und nicht negieren.

Das Bewusstsein des Menschen kann eine Brücke schlagen über die Begrenzungen seiner eigenen Person. Der Mensch erkennt, dass es unmöglich ist, Leben aus dem Zentrum seiner eigenen Mitte zu erschaffen. Doch über die Brücke seines Bewusstseins erreicht er ein Außen, findet neue Zentren und erkennt Leben im polaren Geschehen.

Die Person bleibt nicht gebunden an die eigene Mitte, nicht verloren im Sein. In allen Integrationen folgt ihr Leben einem Prinzip, das sie erkennen und als ihren „Sinn“ erfassen kann.

Im Sinn birgt sich das Wunder der Integration, wird aus dem „Nichts“ neues Leben, bleibt Identität im ständigen Wandel bewahrt.